This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L. S. S.
K. II.
F. 4.
O. 1.
Z. 71.

144646

Du Comte Schulenburg
Rostoczada

C 6 II

offert à Madame la Princesse de
Schoenburg
p. l'éditeur

68947

# Denkwürdigkeiten

des Barons

# Carl Heinrich von Gleichen.

# Denkwürdigkeiten

des Barons

# Carl Heinrich von Gleichen.

---

## Eine Reihe

aus seiner Feder geflossener Aufsätze

**über Personen und Verhältnisse**

aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Leipzig,
Druck von J. B. Hirschfeld.
1847.

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Einleitung | | 1 |
| Carl Heinrich von Gleichen | | 5 |
| I. | Ferdinand VI. et Charles III. | 27 |
| II. | Le duc de Choiseul | 61 |
| III. | Sur le Dauphin | 79 |
| IV. | Le Masque de fer | 82 |
| V. | Le Maréchal de Brissac | 87 |
| VI. | La Famille des Mirabeaux | 89 |
| VII. | Necker | 94 |
| VIII. | Saint Germain | 110 |
| IX. | Cagliostro | 123 |
| X. | Lavater | 128 |
| XI. | Saint Martin | 137 |
| XII. | Madame de la Croix | 149 |
| XIII. | Les Convulsionnaires | 159 |
| XIV. | Alchymie | 165 |
| XV. | Madame Geoffrin et sa fille | 170 |
| XVI. | Joseph II. et Léopold II. | 186 |
| XVII. | Le Prince Kaunitz | 198 |
| XVIII. | Anecdotes et petites histoires | 205 |

# Einleitung.

Es ist allgemein bekannt, daß der deutsche Adel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der französischen Bildung nachstrebte, sowie er auch vorzugsweise sich die französische Sprache anzueignen und in solcher die möglichste Vollkommenheit zu erreichen suchte. Die Schwerfälligkeit der deutschen Sprache und Literatur, aus der sich gewissermaßen solche erst zu jener Zeit durch die beiden berühmten Gelehrten Leipzigs, Gottsched und Gellert, empor zu heben suchte; der Vorzug, den ein dazumal noch junger, aber schon mit Ruhm gekrönter deutscher Monarch ausschließlich den französischen schönen Geistern und ihren Werken schenkte, konnten durch ihren vereinten Einfluß dies Resultat bewirkt haben.

Die Jugend Carl Heinrichs von Gleichen fällt in jenen Zeitpunkt, und so erklärt sich die ausgezeichnete Weise, in welcher er Französisch schrieb, und warum seine hier aufgenommenen Aufsätze in dieser Mundart verfaßt sind. Indessen scheint es, daß er seine Bildung keineswegs auf fremde Spra-

chen beschränkte, sondern daß er in der deutschen, wie seine gedruckten Schriften beweisen, sich so weit vervollkommnete, als es deren Stand damals zuließ.

Indem wir versuchen, dessen Denkwürdigkeiten dem Publico vorzulegen, müssen wir vor Allem die Modalität bezeichnen, welche wir uns genöthigt sehen, bei dieser Redaction zu beobachten.

Die handschriftlichen Materialien, die uns über sein Leben zu Gebot stehen, sind nicht umfassend; sie bgründen sich vorzüglich auf einen Aufsatz, welcher in einer kleinen Schrift vermischten Inhalts, die G. A. W., einer seiner Freunde, alljährlich unter dem Titel „Andenken für Freunde" in einer geringen Anzahl von Exemplaren herausgegeben und für den nächsten Kreis seiner Bekannten bestimmt hatte, in dem Jahrgange 1811 u. 1812, S. 33, aufgenommen ist. Dieser Aufsatz ist betitelt: „Mémoires de M. le Baron Charles Henri de Gleichen, Ministre de Danemarc à différentes cours depuis 1760—1771", und mit S. 39 beginnen dessen Notices biographiques. Er bezweckte eigentlich nur als Vorwort zu mehreren Schriften, meistens politischen, geschichtlichen und wissenschaftlichen Inhalts, zu dienen, die Gleichen in dem letzten Jahrzehend seines Lebens, in französischer Sprache entworfen, hinterlassen hatte, und ihre Abfassung wurde durch G. A. W. und den Chevalier de Bray*), mit welchen er in Regensburg in freundschaft-

*) François Gabriel de Bray war vor Anfang der Revolution der französischen Gesandtschaft am Reichstage beigegeben, und trat sodann in die Dienste des erlauchten Hauses Thurn und Taxis als Erzieher des damaligen

licher Verbindung stand, veranlaßt. Beide Männer wünschten, daß die mannigfaltigen Kenntnisse, die ein langes Leben Gleichen Gelegenheit gegeben hatte, zu sammeln, nicht für die Nachwelt verloren gehen möchten; sie forderten ihn daher auf, eine Reihe von Fragen schriftlich zu beantworten, welche Gegenstände betrafen, die ihm wichtig genug geschienen hatten, um ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, und welche beide Freunde werth fanden, dereinst der Oeffentlichkeit übergeben zu werden.

Diese Sammlungen, die G. A. W. benützen wollte, und an deren Ausarbeitung der würdige Mann durch einen frühzeitigen Tod gehindert wurde, sind uns von dessen Sohne mitgetheilt worden. Und da wir Gleichen selbst in der Zeit gekannt haben, wo er, im vorgerückten Alter, in der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften in Regensburg lebte, so hat uns der Besitzer den Vorzug geschenkt, diese Hilfsmittel anzuwenden und dieser Schrift zum Grunde zu legen. Wir werden

jungen, früh verstorbenen Erbprinzen. Im Jahre 1799 ging er als Gesandter des Churfürsten Maximilian von Baiern nach England, und von diesem Zeitpunkte an vertrat er nach und nach die baierschen Gesandtschaftsposten in Berlin, St. Petersburg, Paris und Wien. Sein vorgerücktes Alter und seine geschwächte Gesundheit veranlaßten ihn, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Er starb auf seiner in Niederbaiern an der Donau gelegenen Besitzung Irlbach am 2. Sept. 1832. Der Chevalier (er war Donatritter des Maltheser-Ordens, und hatte 1782 als solcher auf dem spanischen Geschwader dem Bombardement von Algier beigewohnt), später Graf de Bray, war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ausgebreiteten Kenntnissen, ein unermüdeter Arbeiter und höchst fähiger Geschäftsmann. Er machte sich gleichfalls als Schriftsteller bekannt. Sein Essai critique sur l'histoire de la Livonie. Dorpat 1817, während seiner Gesandtschaft in Rußland erschienen, hat einen bleibenden Werth.

daſſelbe Syſtem beizubehalten ſuchen, welches G. A. W. in ſeinen Mémoires und Notices biographiques beobachten wollte, und werden, ſo wie er, dieſelben mit einigen Briefen von Perſonen ausſchmücken, die zu jener Zeit Berühmtheit genoſſen und mit Gleichen in näheren freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden.

Im November 1846.

Der Herausgeber.

## Carl Heinrich von Gleichen

wurde im Jahre 1733 zu Nemersdorf, im früheren Markgrafthum Baireuth, dem damaligen Wohnsitze seiner Aeltern, geboren. Diese waren Ernst von Gleichen auf Birckigt, Espelbach und Laußnitz, Brandenburg-Kulmbach'scher Geheimrath und Oberforstmeister, späterhin Markgräflich Baireuth'scher Oberjägermeister, und Cordula Barbara geborne Domlin von Kronenschild. Wir besitzen ganz unzureichende Angaben über seine erste Erziehung, und wissen nur, daß er vor dem Jahre 1750 die Universität Leipzig besucht hat, und solche wahrscheinlich zu Ostern 1752 wieder verließ. Er selbst hat dem Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten die Anekdote erzählt, daß, als er als Student von Leipzig nach dem churfürstlichen Jagdschlosse Hubertsburg gereist sei, um den polnischen und churſächsischen Hof daselbst zu sehen, er sich schüchtern hinter einer der Treppensäulen versteckt habe, wie der Hof von der Jagd zurückgekommen sei. Beim Aussteigen desselben aus dem Wagen habe er eine sehr kleine dicke Gestalt mit hochgefärbtem Gesichte die Schloßtreppe heraufkommen sehen, mit einem gelben Tuchrock mit blauen Aufschlägen, reich mit Silber verbrämt, bekleidet. Diese groteske Figur habe er für

den bekannten Hofnarren Joſeph gehalten, zu ſeinem größten Erſtaunen aber vernommen, es ſei die Königin, Gemahlin Auguſt's III. —

Als Beweis der Achtung und des Wohlwollens, welches er ſchon als junger Menſch ſich zu erwerben gewußt hatte, dient folgendes Schreiben, welches der vortreffliche Gellert*), jener milde chriſtliche Philoſoph, deſſen Talent, nachdem faſt ein Jahrhundert zwiſchen uns und der Zeit, in welcher er lebte, liegt, noch den Weg zum Herzen nicht verfehlt, nach Gleichen's Abgange von der Univerſität an ihn richtete:

Mein lieber Herr Baron!

Ja, ich denke oft an Sie, ich wünſche Sie oft nach Leipzig zurück, ich rede von Ihnen und kränke mich, daß ich Ihren Umgang nicht mehr habe, und daß ich Ihnen meine Gewogenheit und Hochachtung nicht ſo lebhaft beweiſen kann, als ich für Sie fühle. Ich erſetze dieſen Mangel durch tauſend gute Wünſche für Ihr Glück, die mir mein Herz eingiebt. Ich nehme mir vor, fleißig an Sie zu ſchreiben, um Sie durch meine Briefe wenigſtens auf einige Augenblicke zu vergnügen, und in Gedanken fordere ich Ihnen ungeduldig die Ihrigen ab. Iſt dieſes Freundſchaft? Ja, mein lieber Herr Baron, es iſt die Neigung, die ich Ihrem Umgange, Ihrem eigenen Werthe zu danken habe, und die ich nicht ſorgfältig zu erhalten ſuchen darf, weil ſie ſich ſelbſt durch ihr Vergnügen bei mir erhält. Fahren Sie nur fort, mein Freund zu ſein, ich bin der Ihrige gewiß. Sie verſichern, daß Ihnen meine Freundſchaft bei ge-

*) Frau v. Graffigny ſchrieb an Gleichen:

Je reçevrai avec un plaisir vif tout ce qui viendra de Mr. Gellert. Je suis bien sensible aux sentiments qu'il veut bien vous témoigner pour moi. L'approbation des hommes, de son mérite personnel et litéraire, est la plus douce récompense du travail.

wissen wackern Leuten ein Ansehen gebe, ich glaube es ohne Eitelkeit, denn ich kenne die Kraft der günstigen Vorurtheile, und ich weiß, daß der Name oft mehr ausrichtet, als das Verdienst. Aber auch ein Vorurtheil für mich ist mir schätzbar, wenn es meinen Freunden zu einem kleinen Vortheile wird. Sagen Sie es also allen wackern Leuten, die mich kennen, daß ich von Herzen Ihr Freund bin. Sie sollen Sie deswegen nicht lieben, sondern sie sollen auf die Ursachen sehen, die mich zu Ihrem Freunde und Verehrer gemacht haben. Sobald sie Ihre Stärke in den Wissenschaften, Ihr Herz, das ich jetzt mehr bewundere, als jemals (ich umarme Sie, indem ich diese Worte schreibe, mit einem brüderlichen Gefühle und erfreue mich unendlich über Sie), sobald sie dieses kennen werden, so werden sie Ihre Freunde sein, wenn auch kein Brühl und kein Gellert in der Welt wäre, der Sie liebte.

Wie viel habe ich Ihnen schon geschrieben, und wie wenig habe ich Ihnen noch gesagt, wenn ich mein Herz ausschreiben wollte! Warum kann ich Sie doch in diesem Augenblicke nicht gleich sehen und es Ihnen abbitten, daß ich nicht öfters gesucht habe, Ihnen zu dienen, so wenig ich es auch vermocht habe. Vergeben Sie mir's, mein lieber Baron! mein Fehler und mein Verdienst ist die Bescheidenheit.

Leben Sie wohl! Ich begleite Sie überall mit meinen Wünschen und hoffe bald die zufriedenste Nachricht von Ihnen.

Ihr ergebenster Freund und Diener

C. F. Gellert.

Leipzig,
den 24. August 1752.

Um jene Zeit trat Gleichen in Markgräfl. Brandenburg-Baireuth'sche Dienste als Kammerjunker und machte kurz nachher, 1753 und 54, eine Reise nach Paris, woselbst er mit den bedeutendsten und unterrichtetsten Personen in nähere Verbin-

dung trat, wovon die Beweiſe in ſeinem nachgelaſſenen Briefwechſel ſich zerſtreut finden. Sein Reiſebegleiter war der Dichter und Schriftſteller von Cronegk*). Die ebenfalls unter den literäriſchen Berühmtheiten bekannte Frau von Graffigny**), welche einen Kreis von gebildeten und wiſſenſchaftlichen Männern um ſich vereinigte, nahm Gleichen in ſolchem auf, und widmete ihm mehrjährige Freundſchaft. Wir erſehen aus ihren Briefen, daß er bei dieſer erſten Reiſe nach Paris ſich ausſchließlich einer gewählten Geſellſchaft und dem Studium der franzöſiſchen Literatur hingab; denn ſie ſagt, indem ſie ihm Aufträge ertheilt: „Votre amour pour les lettres me fait croire que ce n'est pas vous désobliger," und ferner, bei Gelegenheit, daß ſie des Grafen Johann Moritz v. Brühl***), welchen er ihr empfohlen hatte, erwähnt: „je ne puis comprendre, qu' à 19 ans, on ait autant de mérite, d'esprit et de connaissances; vous êtes des prodiges-Messieurs, il faut en convenir!"

Nach Gleichen's Rückkehr aus Frankreich genoß er den Vorzug, 1755 den Markgrafen und die Markgräfin von Bai-

*) Johann Friedrich Freiherr von Cronegk war den 2. Sept. 1731 zu Anſpach geboren. Er hat das Verdienſt, unter diejenigen Gelehrten und Dichter gezählt werden zu können, welche ſich unter Gellert bildeten, und die ſich den damals berühmteſten Männern, als Rabener, Käſtner, Weiße, Gärtner, Ebert und Zachariä, anſchloſſen. Seine ſatyriſchen Gedichte hatten öfters den bekannten Gelehrten Gottſched zur Zielſchiebe. Er ſtarb jung am 31. Dec. 1758.

**) Françoise Graffigny, née d'Issembourg-d'Appencourt, geb. zu Nancy 1694, wurde von ihrem rohen Gemahl Hugo de Graffigny, einem Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, geſchieden, und ſtarb zu Paris am 12. Dec. 1758. Durch ihre Lettres péruviennes erwarb ſie ſich literäriſchen Ruf. Die beſte Ausgabe ihrer ſämmtlichen Werke iſt die von 1788 in 4 Bänden.

***) Dies iſt derſelbe Graf v. Brühl, deſſen Gellert in ſeinem angezogenen Briefe gedenkt, geb. 1736, und welcher 1763 zum churſächſiſchen Geſandten in London ernannt wurde. Er ſtarb daſelbſt am 9. Januar 1809.

reuth*) auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten, und unter dem 21. Aug. 1755 ernannte der Markgraf Gleichen zum Kammerherrn bei ſeiner Gemahlin.

Die geiſtvolle Fürſtin beehrte ihn bis zu ihrem Ableben mit ihrem Wohlwollen, und unter unſern Materialien finden ſich zahlreiche Briefe, die dieſe Geſinnung bewähren. Sie ſandte ihn im Jahre 1756 abermals nach Italien, um daſelbſt Ankäufe von Kunſtgegenſtänden zu machen. Wir können uns nicht verſagen, zwei Schreiben der Markgräfin hier beizubringen, die einen Beweis ihres Enthuſiasmus für den Aufenthalt in Italien und für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften geben.

Bayreuth, le 9. Avril 1756.

J'ai eu le plaisir, Mr., de recevoir votre lettre. Tout ce que vous me dites de beau de Rome, me fait venir l'eau à la bouche. Est-il possible, qu'on puisse avoir des vapeurs, quand on est au paradis? Cependant vous mandez au Marquis d'Adhemar, que vous en êtes tourmenté. J'espère, qu'elles vous donneront trève à l'avenir et que j'aurai plus souvent de vos nouvelles.

Après avoir passé le plus triste hiver du monde par rapport à ma santé, j'ai fini par prendre une fausse pleurésie. Comme je suis encore si languissante, je ne crois pas de longtems me tirer d'affaire. J'en viens à nos commissions:

*) Der Markgraf Friedrich wurde 1711 geboren, und ſtarb 1763. Seine erſte Gemahlin war die Tochter Friedrich Wilhelm's I., Königs von Preußen, ältere Schweſter Friedrich's II. Aus dieſer Ehe entſproß eine einzige Tochter, die an den Herzog Carl von Würtemberg vermählt war, und von ihm getrennt lebte.

Je vous laisse entièrement le maître de mes trésors, et d'en acheter tout ce qu'il vous plaira. Le diable règne beaucoup chez moi à force de retrancher sur mes charmes. Je vous envoie 200 séquins, que vous pourrez employer à votre plaisir, pour ce que vous trouverez de plus beau. Je vous prie de faire, en sorte que Pompée Battoni finisse le tableau du Margrave et qu'il soit envoyé tout-de-suite. Pour ce qui est du portrait du duc et de ma fille, je ferai écrire à Stuttgard.

Je trouve comme vous, que le modèle de la flore est extrêmement cher.

Je vous prie de faire mes excuses au prélat Marcolini, de ce que je ne lui ai point répondu, et de dire au prélat Emaldi, que ma tabatière partira incessamment et que c'est le peintre, qui en a retardé l'envoi.

Le service de porcelaine pour le cardinal Valenti est parti le 5. de ce mois. Je vous adresse la lettre. Mandez-moi, si la Condamine est encore à Rome, et en ce cas faites-lui bien mes compliments. Dites-lui, que mon portrait va être commencé, et soyez persuadé de ma parfaite estime

Monsieur

votre très-affectionnée

WILHELMINE.

---

A Bayreuth, le 18. Avril 1756.

J'ai eu un plaisir infini, Mons., en lisant votre rélation, et j'en aurai encore plus, si vous voulez bien la continuer. Tout ce qui renouvelle les idées de mon voyage, me recrée l'esprit. Vous devez m'avoir bien des obligations de vous avoir renvoyé au charmant séjour où vous êtes.

Si l'on m'y veut un peu de bien, je le mérite par le tendre amour que j'ai pour ce paradis. Faites, je vous prie, bien des complimens à tous ceux, qui se souviennent de moi, et surtout aux Cardinaux, à la maison Corsini, dont vous ne me dites rien, et à Monsieur de Stainville.

J'aurais été charmée, si Mr. de Canillac avait reçu le chapeau de cardinal. Je vous adresse deux lettres, vous n'avez pas besoin de recommandations. Si je vous en donne, c'est plutôt par une marque de mon estime que par toute autre raison. Soyez persuadé, Monsieur, que je tâcherai de vous en convaincre en toute occasion.

WILHELMINE.

P.S. Je suis encore très malade et j'ignore si je releverai de cette maladie ou non. La tabatière de Mr. le Prélat Emaldi est partie. Il m'a été impossible de dicter plus longtems.

Es iſt bekannt, daß dieſe liebenswürdige Fürſtin am 14. Oct. 1758 die Welt verließ, und Friedrich der Große an demſelben Tage die Schlacht von Hochkirchen und ſeine geliebte Schweſter verlor. Die folgende Verfügung, welche die Markgräfin kurz vor ihrem Ableben über diejenigen Maßregeln erließ, welche ſie bei dieſer Gelegenheit und bei ihrer Beerdigung beobachtet wiſſen wollte, dürfte nicht unintereſſant ſein:

Premièrement, si je meurs de quelque suffocation ou de quelque genre de mort subite, je ne veux pas, qu'aucun homme entre dans ma chambre hors le médecin. Dès que je serai morte, on ne me montrera à personne, et l'on me posera sur un lit de repos accommodé pour cela; là on me mettera une chemise blanche, une jupe, des bas et des souliers blancs, la duchesse de satin de ma fille, et une garniture d'entoilage. Si c'est le matin que je meurs, on me

portera au vieux château, le soir dans la garderobe de ma fille, où l'on me posera dans mon cercueil que j'ai déjà fait faire, et qu'on fermera tout-de-suite.

Et comme pour la forme il faudra veiller auprès de mon corps, on ne mettera que quatre guéridons autour de mon cercueil et l'on fera porter des lits et toutes les commodités necessaires pour les Dames et Cavaliers qui doivent veiller, ainsi que pour le reste des domestiques; car je les ai tourmenté assez pendant ma vie, sans les tourmenter encore après ma mort.

Pour ce qui est de mon enterrement, je ne puis déterminer ni le tems, ni le lieu. Ce sera au Margrave à déterminer l'endroit, où il veut être enterré; puisque je ne veux pas être separé de lui, même après ma mort; cependant je souhaiterais beaucoup que ce fut dans un caveau sur terre, et qui ne fut pas mûré, où l'on me fit un cercueil de marbre noir, dont Mr. de Mirabeau, pour dernière marque d'attachement, aura soin.

On fera mon enterrement le matin ou le soir selon que les circonstances le demanderont, et il n'y aura à ma suite que ma Cour. Je ne veux absolument pas d'oraison funèbre, un simple sermon de morale, qui ne traite que des vanités des choses humaines et non de moi, enfin sans musique, et sans cérémonie aucune.

J'ai oublié de dire qu'on donne 200 écus à mes femmes de chambres pour mon habit. —

Während Gleichen's Anweſenheit in Italien wurde deſſen Vater unterm 7. März 1756 „mit rückſichtsvollen Beweiſen der Gnade ſeines Herrn" in den Ruheſtand verſetzt.

Die in der Einleitung erwähnten Notices biographiques theilen uns mit, daß Gleichen die Jahre von 1756—1758

in Italien verlebte, und über Genf und Avignon nach Baireuth zurückgekehrt war.

Das Ableben der Markgräfin verminderte nicht das Wohlwollen und Vertrauen ihres Gemahls für Gleichen. Da wir nur fragmentariſche Angaben über deſſen dienſtliche Verhältniſſe beſitzen, ſo laſſen uns dieſe nur im Allgemeinen vorausſetzen, daß der Markgraf ihn zu Ende des Jahres 1758 zu ſeinem Geſandten in Paris ernannte: Folge der Einwirkung des Herzogs von Choiſeul*), deſſen Bekanntſchaft er in Rom gemacht hatte. Die Herzogin v. Choiſeul ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an Gleichen:

Je suis bien aise, Mons. le Baron, que vous avez eu des preuves de l'intérêt, que Mr. de Choiseul et moi prenons à vous; j'ai bien senti cependant que ce que nous avons demandé, que vous fussiez employé par le Margrave en France. n'était pas ce qui devait vous être le plus agréable, mais je ne crois pas que ce soit ce qui doive vous être le moins utile, c'est toujours un commencement, et commencer dans toutes les affaires, est toujours l'opération la plus difficile; l'impulsion une fois donnée, c'est au talent à la conduire où il veut.

Gleichens Geſandtſchaft am franzöſiſchen Hofe dauerte nur neun Monate, und die abermalige Verwendung des Her-

*) Etienne François Duc de Choiseul et d'Amboise, geboren den 18. Juni 1719, geſtorben den 8. Mai 1785, vermählt mit Louise Honorine Crozat du Châtel, Schweſter der Herzogin v. Gontant. Er wurde 175. zum Botſchafter nach Rom, Anfang 1756 nach Wien, und als Cardinal Bernis ſeinen Poſten verließ, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, zu welcher Stelle er 1761, nach dem Tode des Marſchalls de Belleisle, noch die des Kriegsminiſteriums fügte. Er blieb bis zum 24. Dec. 1770 an der Spitze der Staatsgeſchäfte der franzöſiſchen Monarchie, in welchem Zeitpunkte er ſeine Entlaſſung erhielt, und nach Chanteloup verwieſen wurde.

zogs von Choiſeul verſchaffte ihm den Eintritt in Königl. Däniſche Dienſte. Der Herzog erſtreckte ſeine Begünſtigung ſo weit, daß er den König Ludwig XV. veranlaßte, über dieſe Angelegenheit ſich ſchriftlich an den Markgrafen zu wenden, welchen Brief wir hier folgen laſſen zu müſſen glauben.

Mon cousin, Le Br. de Gleichen, votre Ministre, m'a rendu sa personne si agréable, pendant le séjour qu'il a fait à ma Cour, que je n'ai pu me dispenser de m'intéresser à son avancement, et vous savoir gré de la permission, que vous lui avez donnée d'entrer au service du Roi de Dannemark. Je suis très sensible aux nouveaux témoignages que vous me donnez de votre attachement à cette occasion, je connais trop l'élévation de vos sentimens, pour n'y pas prendre une entière confiance et vous ne devez pas douter, que je n'y réponde par ceux de la plus haute estime et de la plus sincère affection pour vous. Sur ce, je prie Dieu, qu'il vous ait, mon Cousin, en sa sainte et digne garde.

Ecrit à Versailles, le 29. Août 1759.

Louis — le duc de Choiseul.

Bei dieſer Gelegenheit müſſen wir bemerken, daß Gleichen zuerſt hier mit der Qualification als Baron bezeichnet wird, ohne daß wir vorausſetzen können, daß derſelbe anders als durch die Courtoiſie des Sprachgebrauchs dieſe Standeserhöhung erhalten habe.

Der Markgraf ertheilte Gleichen, als er deſſen Dienſte verließ, eine Penſion von 1000 Thlr. Aus dem nachfolgenden Briefe erſehen wir die Fortdauer von deſſen Gnade.

Bayreuth, le 10. Nov. 1761.

J'ai reçu la lettre que vous m'avez écrite le 16. de Septbre. La part que j'ai prise à la perte de feu Mr. votre

père, vous persuadera de l'intérêt que je prendrai à Me. votre mère et à tout ce qui vous regarde personnellement. Vous n'ignorez point, que je n'ai point gardé de maison; cependant comme d'un moment à l'autre, il pourra s'en présenter une, je me ferai un plaisir de vous obliger en toutes occasions. C'est pour cet effet que je donnerai mes ordres, *pour qu'on vous fasse toucher un dcompte de votre pension,* et Me. votre mère pourra dans tous les cas être assurée de mes bons sentimens pour elle et pour vous, Mons. Comptez sur l'amitié avec laquelle je suis

Monsieur

Votre dévoué ami

Frédéric.

Durch die Vermittelung des franzöſiſchen Hofes erhielt Gleichen mehrere Jahre ſpäter die Rückſtände ſeines Jahrgehaltes, wie wir aus einem an ihn gerichteten Schreiben des Markgräfl. Baireuth'ſchen Miniſterium's vom 14. Juli 1767 erſehen.

Die wenigen Materialien, die wir über Gleichen's Lebenslauf haben, ſind vorzüglich über Geſchäftsangelegenheiten mangelhaft, indem es ſcheint, als wenn derſelbe ſolche abſichtlich von allen ſeinen Privatcorreſpondenzen geſchieden habe, inſofern ſolche von einiger Bedeutung ſein konnten.

In den angeführten Notices biographiques leſen wir den Auszug eines Briefes des Grafen Moltke*), Kön. Däniſchen Oberhofmarſchalls und vertrauten Günſtlings des Königs Friedrich V., den er unterm 21. Auguſt 1759 an Gleichen richtete, und in welchem ſich der Graf folgendermaßen äußert:

*) Adam Gottlob v. Moltke, geb. 1709, geſt. 1792, lebte ſeit dem Tode des Königs Friedrich V., 1765, in Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geſchäften.

L'empressement avec lequel je me suis porté à appré cier l'ouverture que Mr. le Duc de Choiseul a fait de votre part, il y a quelque tems, du dessein que vous avez, d'entrer au service du Roi, ne vous laissera aucun doute sur la satisfaction, que je ressens, de ce que S. M. a daigné déférer à vos souhaits. Elle a balancé d'autant moins à cet égard que les mérites que vous possédez et dont Elle est tres bien informée, lui ont donné pour vous, Monsieur, beaucoup d'estime, et que d'ailleurs Elle a été fort aise, d'avoir pu faire voir en cette occasion, de quel poids est auprès d'Elle la recommandation de Mr. de Choiseul.

Aus derſelben Quelle erſehen wir, daß Gleichen im Auguſt 1759 ſich nach Kopenhagen begab. Bei vielem Geiſt und ſchönen Eigenſchaften ſcheint er durch ſeine Reiſen, ſeinen Aufenthalt in Paris, während deſſen er ſich nur wiſſenſchaftlichen Zwecken und dem Umgange mit den unterrichtetſten und gebildetſten Perſonen der damaligen Zeit widmete, eine ſolche Vorliebe für dieſe Hauptſtadt gewonnen zu haben, daß er nur daſelbſt leben zu können glaubte.

Dabei ſcheint er während der führern Epochen ſeines Lebens an Hypochondrie und der ſogenannten Langweile gelitten zu haben, die ihm überall, nur in Paris nicht, zur Seite ſtand. Nur auf dieſe Weiſe laſſen ſich die Briefe erklären, welche er an die Herzogin v. Choiſeul und an andere Freunde in Frankreich ſchrieb. Wir geben einige dieſer Briefe nach den Auszügen aus den Notices biographiques, um Veranlaſſung zu haben, die unvergleichlichen Antworten der Herzogin unſern Leſern vorzulegen.

## Gleichen an die Herzogin von Choiſeul.

Ah! Mde., qu'il fait froid à Copenhague! Je suis un homme gelé, si vous ne daignez pas vous souvenir, que vous

m'avez promis de dire à chaque courrier un mot pour moi à Mr. le Duc, pour qu'il en dise un autre à Mr. de Bernstorff. Si vous saviez, Mde., combien il fait froid à Copenhague, vous auriez pitié de moi, et de là il résulterait peut-être, que dans peu j'aurais plus chaud. J'ai l'imagination glacée en pensant à l'hiver prochain, et il en arrivera pis à toute ma personne, si le peu de froid qu'on sent à Paris, ne vous fait penser à celui dont on souffre ici. On a même raffiné sur le supplice d'hiver dans ce pays-ci; parce qu'on n'est qu'à demi-chemin pour aller à la mer glaciale, il n'est pas d'usage de porter des fourrures. J'en grelotte! Dusse-je être envoyé en Russie, au moins je pourrai m'y fourrer jusqu'aux dents. Pardon de ma lettre à la glace. Je finis, Mde., en faisant des voeux pour que ma lettre ne vous gêle pas, et en vous assurant de mon éternelle reconnaissance et de mon profond respect. Je ne vous parle pas de mon ennui, c'est un chapître à part, que je traite dans une lettre à l'Abbé et dont il doit vous rendre compte.

Zu derſelben Zeit ſchrieb Gleichen an ſeinen Freund Boyer:

Je suis consolé, mon cher Boyer, à-peu-près comme Job l'était par ses amis, et tous les miens me disent: „tu l'as voulu, George Dandin!“ J'ai tort: mais ce n'est pas de m'ennuyer horriblement ici, c'est d'avoir voulu venir dans un pays si ennuyeux. Toutefois pouvais-je prévoir un mal qu'on ne connait véritablement qu'ici? L'ennui y est aussi épais, que l'air qu'on y boit et l'air qu'on y pèse. Hors d'ici on ne s'ennuye que par raffinement, cela n'approche pas même de nos plaisirs. Il n'y a que les femmes que je trouve charmantes dans ce pays. On est dispensé de toute sorte de galanterie à leur égard; aussi sont-elles d'une sagesse extrême, prudes, bégueules, maussades et froides. Voici

à-peu-près les discours les plus éloquens que m'a tenus la dame la plus coquette de Copenhague, celle qui donne le ton aux autres: Mr. est ici depuis peu, j'espère; Mr. a pris maison, j'espère; Mr. joue gros jeu, j'espère; au quadrille j'espère; Mr. y perd son argent, j'espère; Mr. aura la fièvre, j'espère, et oui, morbleu mes dames, Mr. crevera, j'espère, s'il ne sort pas bientôt d'ici.

## Die Herzogin von Choiseul an Gleichen.

Votre imagination, Mr. le Baron, vous forme des fantômes, auxquels vous ne donnez l'être que pour vous déchirer le sein; je souffre des maux, qu'ils vous causent et je voudrais bien y parer, mais il n'appartient qu'à Hercule seul de vaincre la chimère. Ce n'est pas comme ceux qui ne partageraient ni vos inquiétudes ni votre embarras, que je vous engage à la patience et au courage, c'est comme un moyen de diminuer vos malheurs, le désespoir aveugle et le courage éclairé: N'abandonnez pas votre âme, calmez votre imagination, servez-vous de la justesse de votre esprit, pour apprécier les choses à leur juste valeur, n'appelez pas malheur, ce qui n'est souvent qu'une suite des contrariétés ordinaires de la vie: c'est en luttant contre elles, que le courage les surmonte; vous croirez peut-être que l'habitude du bonheur m'a ôtée l'idée du malheur ou la sensibilité pour les malheureux, non, Mr., vous vous tromperiez, mais sachez qu'il n'est impossible à personne de n'être pas malheureux, et croyez en même tems, qu'il n'est pas plus impossible d'être heureux. Pour vous convaincre de cette vérité, examinez les hommes et vous verrez qu'à l'exception d'un fort petit nombre, c'est à leur moral qu'ils doivent bonheur, dont ils jouissent, ou le malheur qui les opprime.

N'allez pas, je vous prie, vous imaginer, Mr. le Baron, que ces réflexions soient des préceptes que je vous donne; je ne fais que vous rappeler au besoin, ce que vous avez sans doute pensé autrefois. Dieu nous garde de ces censeurs sévères qui veulent nous rendre insensibles à tout événement, je vous dis au contraire, dépitez-vous, s'il le faut, contre les contrariétés de la fortune, soyez ce que vous êtes, mais laissez ensuite la raison reprendre ses droits, et ce conseil n'est que pour vous marquer l'intérêt, que je prends à ce que vous souffrez actuellement et celui que je prendrai toujours à tout ce qui vous regarde.

Ebenſo ſchrieb ſie ihm am 27. Oct.:

J'allais répondre à votre lamentable lettre du 1. de ce mois, quand j'ai reçu celle du 8. Le pinceau en est un peu moins tragique, mais permettez-moi de vous le dire, il l'est trop encore. Vous devez assez de justice à l'intérêt que je prends à ce qui vous regarde, pour que mes conseils ne puissent vous être suspects et la pitié que je dois à l'ennui s'il en était besoin, me justifierait de reste. Croyez donc que je plains le vôtre autant qu'on doit le plaindre, mais je veux que cette pitié même me serve à le combattre. Quoique jeune encore, vous avez vû assez de pays, vous avez connu assez d'hommes, pour savoir que cette maladie règne dans tout l'univers, et le soin que l'on prend pour l'éviter, ne vous a-t-il pas montré son empire? peu de gens s'y soustraient, je n'en connais que deux classes, ceux qui sont tout entiers à leurs passions, ou tout entiers à eux-mêmes. Le trouble, qui accompagne les premiers, et les remords, qui souvent les suivent, les rendent encore plus malheureux: pour les seconds ils sont inutiles dans la société et ce sont deux écueils également à éviter. Le ciel nous a donné les

passions comme les ressorts de notre âme et non comme ses tyrans: notre courage doit servir à les contenir et notre esprit à les employer; vous avez l'un et l'autre et vous êtes dans le cas d'en faire usage.

Une noble, juste et honnête ambition, vous a fait par des moyens pareils, quitter votre cour, pour faire briller vos talents dans une autre et servir sur un plus grand théâtre; Mr. de Choiseul a été assez heureux pour vous être utile dans ce projet, et l'amitié de Mr. de Bernstorff vous en promet déjà le succès. — Mais à peine arrivé à Copenhague, l'ennui qui vous poursuit, vous le fait presqu' abandonner, ou vous expose à en perdre les fruits en en précipitant l'effet. La meilleure recette que j'aie à vous donner contre l'ennui est, de vous le cacher à vous-même; quand on s'y livre, il nous peint tout de ses couleurs. Je vous permettrais de vous ennuyer, si, arrivé à la fin de votre carrière, vous n'aviez plus rien à désirer ni à entreprendre, mais vous ne faites que la commencer. Avec de l'esprit, des livres, trois ou quatre personnes à qui parler, qui ayent seulement le sens commun et un projet à suivre, on ne doit pas s'ennuyer. Quelque triste que soit le Dannemark, il vous offre au moins ces ressources. Votre liaison avec Mr. de Bernstorff, dont l'esprit et les connaissances ont fait les délices de ce pays-ci et causent encore nos regrets, en est une grande; cultivez-la et profitez-en; Mr. de Choiseul vous y servira de tout son pouvoir par les recommandations les plus vives; mais n'attendez pas de lui, qu'il vous demande lui-même pour êtr employé dans cette cour; ce serait aller contre votre objet et vous nuire au lieu de vous servir; c'est ce qu'il m'a chargé de vous dire, Mr., quand je lui ai montré votre dernière lettre; Mr. de Bernstorff est encore plus le Ministre

de son maître, qu'il n'est l'ami de Mr. de Choiseul et il le doit regarder de même à son égard; ainsi en vous demandant, il vous rendrait suspect à ce Ministre et ce serait pour vous une raison d'exclusion; c'est pourquoi il faut que vous attendiez patiemment, que les circonstances vous amènent, ce que vous désirez. En suivant un plan, on le remplit tôt ou tard, et il ne nous échappe que lorsque nous l'abandonnons.

Die Gnade des Königs, das Wohlwollen des Grafen von Moltke und des Barons Bernstorff, bestimmten den dänischen Hof, Gleichen als Gesandten im Auslande zu verwenden, und man trug demselben im Winter von 1759 zu 1760 den Posten in Madrid an. Es scheint aber, daß sein bejahrter Vater einer großen Entfernung des Sohnes abgeneigt war, indem Gleichen in einem Briefe sagt: je suis sûr, que ce serait le coup mortel que je porterais à mon père. Ein Schreiben aus jener Zeit, welches er von Kopenhagen an den Herzog von Choiseul richtete, äußert sich über diese Angelegenheit wie folgt:

Mr. l'Ambassadeur*) m'a annoncé qu'on me destine à m'envoyer en Espagne. J'en ai pressenti mon père, qui s'y oppose avec une douleur qui me rendrait malheureux, si je ne la respectais pas. Sa santé et son âge me font prévoir, que je touche au moment de le perdre, dois-je me préparer le répentir ineffaçable d'avoir hâté sa mort, et m'éloigner si fort, tandis qu'il s'agît de récueillir ma fortune la plus solide? Il s'agît de ma tranquillité et de mon intérêt le plus fort, et j'ai recours à V. E. pour que je lui en sois rédévable de préférence, et qu'Elle veuille m'aider à

*) Der Präsident Ogier war dazumal französischer Botschafter am dänischen Hofe.

tourner ce moment si favorable à mon avantage. L'importance du poste qu'on me destine, me prouve les effets de la protection de V. E. et des bonnes intentions qu'on a pour moi. Mais si l'on veut véritablement me rendre heureux, il sera bien facile de faire une translocation en ma faveur et de m'envoyer en Allemagne. J'accepterai avec plaisir une moindre place, ce qui accommodera même celui qui me cédera la sienne, et je répugnerai d'autant moins à aller à la cour de Pologne, quoique ce soit le début diplomatique dans ce pays-ci, que j'y serais plus à portée de mes esperances qu'en Espagne, d'où l'on n'est tiré que bien difficilement. Je supplie V. E., de m'obtenir cette grace de Mr. de Bernstorff qui, peut-être, ne me mettra à portée de la lui demander, que quand le tems sera trop court pour cet arrangement. — Le sacrifice que je fais de cette place, qui me tente infiniment au devoir que la nature a rendu le premier de tous, me rend plus digne de votre protection que jamais, c'est une de plus importantes marques de la bonté de Votre Excell. que je lui demande et Elle comblera ma reconnaissance, l'attachement inviolable et le profond respect, avec lequel je suis toute ma vie etc.

Aus den oben mitgetheilten Briefen haben wir erſehen, daß es Gleichen's lebhafter Wunſch war, Geſandter in Frankreich zu werden, weil man vorausſetzte, daß der Graf von Wedel-Fries dieſen Poſten aufgeben würde. Indeſſen hat man Urſache zu vermuthen, daß in jener politiſchen Kriſis das preußiſche und engliſche Cabinet der Anſicht waren, Gleichen ſei dem franzöſiſchen Hofe zu ergeben, um in Frankreich nicht der antifranzöſiſchen Politik nachtheilig werden zu können und daß daher die Geſandten jener Höfe in Kopenhagen gegen dieſe Beſtimmung eingewirkt haben.

Ein Schreiben, welches Graf Mirabeau*) unter dem 30. Oct. 1760 an Gleichen während deſſen Anweſenheit in Kopenhagen richtet, fällt in jene Zeit; es dürfte deshalb nicht ohne Intereſſe ſein, weil es gewiſſermaßen eine Schilderung Gleichens gewährt, die ſelbſt 35 Jahre ſpäter, als der Herausgeber denſelben in vorgerücktem Alter kannte, noch paſſend erſchien. Dieſe Schilderung fängt mit den Worten „il me semble“ an und endigt bei soupirant parfois.

Der gute Rath, der am Schluſſe des Briefes ertheilt wird, ſich nicht zu viel Sorge für die Zukunft zu machen, dürfte noch heut bei manchem Sterblichen anwendbar ſein!

Du Bignon, le 30 Octobre 1760.

C'est une chose fort honorable de recevoir dans nos champs une petite lettre toute puante et toute musquée, dâtée de Copenhague. Elle m'est venue fort à propos, car on était en peine le jour même de nommer une bouteille de vin doux qui s'est trouvée dans mon cellier, et je l'ai appellé *Muscat de Copenhague;* c'est cela et je vous en suis bien obligé. Je vous plainds, mon pauvre Baron, de ce que l'ennui monte en croupe et galoppe avec vous, qu'il traverse même des bras de mer, pour vous tenir compagnie. Oh Cosmopolite longin, vous serez *ultra sauromata,* que vous trouveriez toujours le *tu autem* de Rabelais. Croyez-moi,

*) Geb. 1715, geſt. den 13. Juli 1789. Er war ein in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts berühmter Schriftſteller, der ſogen. encyclopädiſtiſchen Secte angehörig, und bekannt durch die Zeitſchrift „L'Ami des hommes“. Auf ihn und ſeine Gemahlin wurde die Grabſchrift gemacht:

Ci-git Mr. de Mirabeau,
Qui ne fut ni bon ni beau,
Ci-git aussi la Mirabelle,
Qui ne fut ni bonne ni belle.

mangez moins, dormez moins, digérez mieux et faites de fortes promenades le matin au lieu du soir, mais de très bonne heure, et petit à petit vous verrez que tous les pays se ressemblent et qu'on peut être gaillard partout, à moins que le coeur ne soit fort attaché quelque part, sorte d'encombre dont la providence a garé (préservé) votre contenue morale et phisique. En outre vos pénibles attributs peuvent aussi se trouver compris dans les decrets d'en haut, pour vous rendre plus habile à remplir supérieuremeut les devoirs de l'état auquel votre étoile et votre volonté vous ont appelé; car, si nous faisions un être imaginaire et fantastique de la politique, *„il me semble, qu'elle serait longue et maigre, l'arrière main trainante, la réverence profonde, la voix douce et basse, le teint parfois luisant et parfois allumé, l'oeil élastique et la vue rapprochée, parlant peu et toujours dans des coins, écoutant beaucoup et soupirant parfois.“* Vous voyez, mon très cher, que cette ressemblance-là ne vous coutera pas tant à attraper, que pourrait faire celle d'un homme gaillard, qui va la tête en l'air, parle haut, gesticule, et donne dans tous les pots au noir qui se trouvent en son chemin, or on ne saurait avoir tout. Vous croyez donc, mon cher Baron, que votre boufonne destinée vous fera envoyer calciner en Espagne. Vous y aurez le pied sec comme les cédres du Liban, vous y trouverez des pierres gravées, si les Maures en avaient; vous y serez déféré à l'inquisition pour plus d'un fait, et en partirez pour l'Angleterre tout préparé à aller finir votre cours des singularités humaines, avec la secte des *ennuyés de la vie.* Oh, mon cher Baron, vous savez que j'ai un faible pour vous, quoique vous ne valiez rien, mais je suis tout plein de ces faibles-là, et vous êtes un des plus forts. Voulez-vous que je vous

parle sérieusement, il en est tems encore. Remplissez votre destinée, puisque vous vous l'êtes choisie, et profitez de vos courses, pour vous bien persuader de la vérité du mot de Salomon qui avait tout vû et joui de tout, c'est, *que tout est vanité, si ce n'est de bien faire et se réjouir.*" A cela vous avez deux empêchements que vous pouvez vaincre; l'un est votre santé que vous pouvez rendre très bonne par la sobriété, l'autre votre volonté, qu'il serait tems de songer à vaincre, sans quoi elle vous martirisera toute la vie, sans vous rendre un instant heureux. En outre diminuez beaucoup, si vous m'en croyez, de ce souci de lendemain qui vous a pris bien jeune, et qui devient un tic, et désespère en vieillissant. Vous n'en ferez rien, mon très gracieux, et je compte sur la vanité de mon sermon; vous n'en serez que plus réjouissant, mon très cher, pour votre très-affectionné et plus que dévoué.

Je suis parti pour la campagne trois jours après votre départ et conséquement n'ai plus vû depuis ni Mons. ni Mad. de Choiseul.

Unter den oben angeführten Umſtänden blieb Graf Wedel-Fries noch mehrere Jahre däniſcher Geſandter in Frankreich, und Gleichen begab ſich in Folge des gehabten Antrages im Laufe des Jahres 1760 über Baireuth und Paris nach Spanien. Er traf an jenem Hofe nach dem Ableben König Ferdinand's VI.*) und zum Regierungsantritte Carl's III. ein, und verbrachte mehrere Jahre in Madrid.

Wir glauben, die Erinnerungen über ſeinen Aufenthalt in Spanien und über die daſelbſt gemachten Beobachtungen,

*) König Ferdinand VI. ſtarb den 10. Aug. 1759, nachdem ſeine Gemahlin ihm am 27. Aug. 1758 vorangegangen war.

die ſich insbeſondere auf die Könige Ferdinand VI. und Carl III. beziehen, hier nach Gleichens Concept beibringen zu dürfen, und denken damit den Anfang von ſeinen hinterlaſſenen Aufſätzen in dem Maße zu machen, wie wir es in der Einleitung angekündigt haben.

## FERDINAND VI ET CHARLES III.

Ferdinand VI avait hérité de son père la maladie du Dieu des jardins et la terreur maniaque qu'on en voulait à sa vie. Cette double irritabilité morale et phisique l'avait rendu encore plus dépendant de la reine Barbe de Portugal, sa femme, que Philippe V ne l'avait été de la sienne. La folie de l'un et de l'autre s'adoucissait par le charme de la musique et du chant de Farinelli qui, passionnément aimé de la reine Barbe et de son mari, était parvenu à un degré de faveur plus honorable pour lui, que pour ses maîtres; car il n'a jamais fait qu'un bon usage de son crédit et s'est tenu modestement à sa place, tant qu'il a pu, évitant respectueusement les grands, et vivant avec les gens de sa sorte et de son païs.

Je suis arrivé à Madrid peu de mois après son départ; on n'avait pas même encore achevé d'effacer tous les portraits, qu'on avait placés, sculptés et incrustés dans toutes les maisons royales: mais on ne touchait point à sa mémoire, que j'ai vû respectée et honorée presqu' universellement. Revenons au pauvre Roi Ferdinand, dont la maladie et la mort offrent quelques particularités plus remarquables que son

règne, qui n'a été célèbre que par la magnificence de ses opéras. La tentative de l'assassinat de Louis XV, suivie de celle qui eut lieu en Portugal, sont les causes funestes, qui ont commencé et achevé le dérangement total de l'esprit du malheureux Ferdinand.

Lorsqu'il reçut la nouvelle du dernier de ces attentats, il s'orienta dans la chambre, pour se placer la France à sa droite et le Portugal à sa gauche: puis tenant la lettre qu'il relisait, il s'écria après un long silence: *„Stilettata di quà, pistolettata di là: ed io in mezzo — Oime!"* après quoi il se fourra sous le lit de la Reine, qui était vis-à-vis de lui, et d'où on ne put le tirer qu'avec beaucoup de peine. Son état ne fit qu'empirer depuis, par la petite vérole de sa femme; cette circonstance lui imposa des privations, qui mirent le comble à ses fureurs aphrodisiaques, qui ont été au point de vouloir violer l'agonie de cette pauvre Reine. Du moment qu'elle fut morte, sa folie n'eut plus des bornes, il fallut l'emporter à Casa del Campo, où, étant arrivé, il s'accrocha au gentilhomme de la chambre, jusqu'à le faire tomber à terre; on fut obligé de le detacher de force; le Monarque continua seul la promenade, refusant toute nourriture pendant plus d'une semaine, après quoi il mangea pendant huit jours l'impossible, et s'efforça à ne rien rendre en s'asséiant sur les pommeaux pointûs des chaises antiques de sa chambre, desquels il se faisait des tampons. Ce cercle vicieux de jeûner, de se bourrer et de constiper, dura plusieurs mois, et il mourût après avoir tenu son royaume dans un état d'anarchie, que la pitié fraternelle de Charles III. refusait de terminer malgré les pressantes sollicitations du Ministère Espagnol, de venir prendre les rênes du gouvernement.

La mémoire de ce monarque, que j'avais connu dans trois voyages à Naples, avant d'avoir eu le bonheur de l'approcher journellement, durant les deux années de ma mission en Espagne, m'est trop chère pour ne pas lui consacrer quelques pages. Ce prince était d'une laideur parfaite, de la tête aux pieds, mais sans aucune difformité, et on s'accoutumait facilement à cette laideur par l'air de bonté et les manières simples et naturelles, dont elle était accompagnée, et qui lui tenaient lieu de graces. Cette laideur me rappelle un bon mot, d'autant plus saillant, qu'il était dit par un sot, en contemplant le portrait de Charles III. que j'avais sur une tabatière, et qui circulait à la table de Mr. de Voltaire à Fernay. Je racontais, combien ce Prince était jaloux de son autorité en Espagne, tandis qu'à Naples il l'avait abandonnée à sa femme au point de passer pour un imbecille, uniquement pour avoir la paix du ménage; „Elle était donc bien méchante, dit Mr. de Voltaire, et que lui aurait-elle donc fait?“ „Elle l'aurait dévisagé“, lui répondis-je. Alors cet homme, qui n'avait pas desserré les dents de toute la journée, et qui, dans ce moment, regardait le portrait, s'écria: „Ma foi, elle lui aurait rendu là un grand service.“ — L'accoutrement rustique du Roi, ses culottes de peau, ses bas de laine roulée, ses poches, qui avaient l'air de deux havresacs, tant elles étaient toujours remplies, et sa petite queue, donnaient à la Royauté un air de bonhomie si original qu'on lui voulait du bien, de ne se faire respecter que par réflexion. Il n'avait absolument que le sens commun. Car l'ayant entendu parler beaucoup et tongtems, je ne lui ai jamais rien ouï dire, qui fut spirituel, encore moins brillant; mais aussi ne lui ai-je jamais entendu proférer un propos d'ignorant, ou qui fut mal raisonné ou deplacé. Il

questionnait avec discernement, parlait à chacun suivant son âge, son païs ou son état, et s'abstenait de tous les lieux communs, qui sont les objets ordinaires de la conversation des Princes.

Il était constant dans ses affectations et avait un véritable ami, chose bien rare pour un Roi. C'était le Duc de l'Ossado, le seul être, contre lequel la Reine ne pouvait rien. Mais ce qui était encore plus rare dans un Roi, c'est qu'il était parfaitement honnête homme. Lorsque la guerre fut sur le point d'éclater entre l'Espagne et l'Angleterre, au sujet des îles de Falkland, et qu'il était nécessaire, pour l'éviter, de démentir les ordres, que le Roi catholique avait donnés, pressé par son conseil d'accorder cette satisfaction au Roi d'Angleterre, on eut une peine inouïe à l'y résoudre; il disait toujours: „Mais c'est moi qui ai tort, j'aimerai bien mieux écrire au Roi d'Angleterre, que les ordres ont été de moi, que j'en suis fâché, et que je lui en demande pardon." Une preuve bien remarquable de sa bonté, qui proportionnait son ressentiment à l'incapacité d'un Ministre qu'il aurait pû et dû ne pas écouter, est la ménagement plus qu'humain, qu'il eut après la perte de la Havanne, pour Mr. Ariago, ministre de la marine et des Indes, homme borné et ridiculement dévôt, mais parfaitement bon et honnête. Son avis, expressivement inepte, de renfermer la flotte dans le port et de s'en servir comme d'une fortification, l'emporta sur celui du Roi, qui voulait avec raison, qu'on fit sortir la flotte et l'employer à combattre. En conséquence elle et la ville furent prises; Mr. d'Ariago ne voulait pas le croire, parce qu'il avait recommandé l'une et l'autre tous les matins à la Ste. Vierge. Mais n'en pouvant plus douter, il tomba dangereusement malade de désespoir: ce que le Roi

ayant appris, il le fit assurer, que jamais il ne lui parlerait de la Havanne, et poussa la générosité au point de ne pas prononcer ce nom de long tems en présence de ce pauvre Ministre. Comme j'ai été témoin de cette guerre désastreuse, dans laquelle la France engagea Charles III., qui n'avait pas encore eu le tems de reconnaître le délabrement des forces militaires de l'Espagne, et que j'ai vû de près la résistance incroyable, que le petit Portugal à opposée à toute l'armée espagnole, combinée avec un corps français auxiliaire, il faut que j'atteste et que je note un trait d'ignorance, de désordre et de negligence si au-dessus de tant d'autres que j'ai vûs depuis, et si fort, que quoique tout le monde me l'assurât à Madrid, j'ai été le seul Ministre qui n'ait pas osé le mander à sa Cour, le croyant impossible.

L'armée était presqu' arrivée aux frontières du Portugal et on avait oublié, on ne me croira pas ..... on avait oublié ..... la poudre!!

Quand le Roi vint en Espagne, on s'était aperçu dans toutes les places, où il fallait tirer le canon, qu'on manquait de poudre, et à Madrid on fut obligé d'en tirer du dépôt pour les chasses: on avait eu presqu' une année pour se préparer à cette guerre et malgré tout cela on avait oublié la poudre. Le Prince de Beauveau, qui était à la tête des troupes françaises envoya un courrier à Mr. de St. Amand, qui commandait à Bayonne, pour faire vuider, sous sa responsabilité, tous les magazins à poudre de ce port et des forts voisins; et j'ai eu la certitude complette de cet oubli monstrueux par la lettre de Mr. de Beauveau, que Mr. de St. Amand me montra, lorsque je passai à Bayonne, pour retourner en France. Je pourrais citer encore bien d'autres

traits de l'ineptie des Ministres espagnols, du dérangement total de la machine guerrière, qui se sont manifestés dans cette campagne. Mr. de Flobert, excellent ingénieur, que Mr. de Choiseul leur avait donné pour Maréchal de logis, leur demandait des cartes du Portugal, et on n'en trouva pas même d'exactes des provinces espagnols! —

Mr. de Flobert disait à tout le monde, qu'il était allé en Portugal à l'aide de la boussole, et on l'enferma dans la Tour de Ségovie: l'armée était arrivée aux frontières, et Mr. de Squillacci marchandait encore avec les approvisionneurs; aussi les pauvres soldats espagnols, malgré leur sobriété naturelle, mouraient de faim, et ne vivaient que de miettes tombantes de la table des Français. Les canons étaient sans affuts, les boulets étaient ou trop grands ou trop petits, et toutes les armes dans un dépénaillément inexprimable. Ce dépérissement était l'ouvrage presque réfléchi de la Reine Barbe, et Mr. de l'Ensenada, son ministre affidé qui, pensant avec regret aux depenses, que la Reine *Farnèse* avait faites, pour établir ses deux fils en Italie, voulaient s'assurer de tous les fonds pour donner des fêtes et des opéras, et ôter à l'Espagne la possibilité de guerroyer*). Ils avaient même,

*) Die Vorwürfe, welche Gleichen hier dem Miniſter Enſenada macht, ſcheinen ungerecht. Wir erſehen aus dem vortrefflichen Werke der „Geſchichte Spaniens unter dem Hauſe Bourbon", von Coxe, daß jener Miniſter ſeltene Eigenſchaften beſaß, und daß er die Anſicht hatte, Spanien könne ſich nur durch Vervollſtändigung ſeiner Flotte ſowohl England als Frankreich gegenüber achtbar machen, und durch ſeine Marine das Gewicht derjenigen Macht verſtärken, an welche ſie ſich anſchließen würde. Die Landarmee hatte in dieſem Syſteme die zweite Stelle, und Enſenada war der Meinung, derſelben nur hinreichende Stärke zu geben, damit ſolche im Stande ſei, den erſten Anfall Frankreichs, als einzige Continentalmacht, die gegen Spanien feindſelig auftreten könnte, ſo lange abzuwehren, bis Spanien durch andere Mächte Unterſtützung erhalten haben dürfte.

en maltraitant les officiers et les soldats qui s'étaient distingués en Italie, étouffé cet esprit militaire, qui honorait les Espagnols, et on eut toutes les peines du monde à ramasser 50 mille hommes pour aller en Portugal. Ce n'est donc pas la faute de Charles III, si toute cette guerre entreprise par déférence pour le chef de sa famille, a si mal tourné. Quoique son règne n'ait pas été marqué par des victoires et des conquêtes, il mérite cependant des éloges, pour avoir combattu avec courage et persévérance plusieurs préjugés, défauts de police et mauvaises habitudes nationales, et pour avoir commencé la civilisation d'une nation incroyablement arriérée, et difficile à être mise au courant des autres, à cause de son ignorance, de sa paresse, de son orgueil et de sa philosophie cinique.

L'Espagnol de sa nature, n'est propre qu'à la guerre et aux sciences; par sa bravoure et sa sobriété, il est excellent soldat, et son esprit naturel, s'il était cultivé, pourrait le rendre célèbre dans l'empire des lettres; mais il est, et sera toujours un mauvais paysan; on n'en fera jamais ni un artisan habile ni un cultivateur diligent. Il lui faut si peu à sa manière; il fait bonne chère avec un oignon et un peu de lard, un vieux manteau lui suffit pour se vêtir et être couché; il se chauffe au soleil, ne s'ennuie point à ne rien faire, et regarde le travail comme un malheur et un opprobre. Que voulez-vous qu'on fasse d'un peuple pareil, auquel on ne peut pas même communiquer des besoins, qui partout ailleurs sont devenus les aiguillons de l'industrie et de la fatigue? J'ai souvent rêvé en batissant mes châteaux en Espagne, comment je m'y prendrais pour reformer les Espagnols, et je n'ai jamais pû imaginer qu'une marche bien lente et problématique pour guérir leurs informités phisiques

et morales. Il y a trois provinces en Espagne dont les habitans sont bien faits, sains, robustes, laborieux et intelligens: c'est la Biscaye, la Catalogne et Valence.

C'est de là que je prendrai mes béliers pour anoblir et bonifier les autres races abâtardies, surtout celle des Castillans. Je croiserais ces derniers avec mes Biscayens, mes Catalans et mes Valenciens, auxquels j'accorderais les priviléges d'entreprises dédaignés par les Castillans et peut-être pourrait-on exciter leur émulation par la jalousie de leur orgueil et par l'opposition sensible de leur misère à la prospérité des autres.

Mais sans entrer dans ces spéculations théoriques, Charles III commença par ce qui frappait les sens. Il entreprit d'abord de purifier Madrid, dont l'infection était si épouvantable, qu'on la sentait à six lieues à la ronde, et qu'on la mâchait pendant six semaines avant de s'en être blasé. Il n'y a sortes d'oppositions et de difficultés qu'il n'éprouvât dans ce projet: il fallut faire venir et employer des Napolitains, pour établir de force des latrines dans les maisons, et le corps des Médecins composa un mémoire pour représenter que l'air de Madrid ayant toujours été fort sain, il leur paraissait dangereux de vouloir le changer.

Ceci me fait souvenir de l'histoire d'un Espagnol qui était tombé malade en France, et dont les médecins ne pouvaient pas deviner la maladie. Son valet de chambre imaginant que l'air natal pourrait lui faire du bien, et le malade ne pouvant plus être transporté, il fourra sous son lit un bassin plein d'odeur de Madrid. L'Espagnol après des rêves délicieux, s'éveilla en disant: *„Ho Madrid de mi alma“*, et il guérit. Charles III après avoir purgé la capitale de son infection, fit mettre des lanternes dans les rues; et aujour-

d'hui elle est une des villes les plus propres et les mieux éclairées de l'Europe. Sa tentation de rogner les manteaux, et la défense rigoureuse de rabattre les chapeaux sur la figure, mascarade très-dangereuse dans l'obscurité, ne fut pas si sage, parceque les rues étant éclairées, cette défense n'était plus si nécessaire, et qu'elle fut exécutée avec tant de violence qu'il en résulta une émeute très-fâcheuse; cette imitation de la rigueur avec laquelle Pierre le Grand fit couper la barbe aux Russes, avait le même but, de changer les moeurs en changeant le costume; mais cette idée est moins vraie que le proverbe: „L'habit ne fait pas le moine." Une entreprise bien plus sage, pour introduire un peu plus d'industrie étrangère, et qui a beaucoup mieux réussi, c'est l'établissement de cette colonie allemande qui transforma les deserts infectés de voleurs de la *„Sierra Morena"*, en une route garnie de champs cultivés et d'auberges commodes. Cette entreprise fut faite par les Marquis Olavides, homme sans moeurs et sans réligion, mais plein de génie et de zêle, pour polir sa nation et lui être utile.

Le Roi le protégea longtems contre ses ennemis, mais enfin sa mauvaise conduite, sa prépotence et surtout son incontinence scandaleuse, forcèrent le Prince, à le mettre entre les mains de l'inquisition. Je ne citerai qu'une preuve de son mauvais caractère. Etant du conseil de Mexique, il fut condamné à être pendu; sa femme, qui était veuve d'un des principaux membres de ce conseil et qui, par ses richesses et ses parens, jouissait du plus grand crédit, lui sauva la vie en l'épousant.

J'ai souvent été témoin de l'ingratitude effrayable avec laquelle il paya tant de générosité. Il la traitait avec le plus grand mépris, la forçait à vivre avec une certaine Donna

Gracia, qui était sa maîtresse, chose alors inouie à Madrid, et dépensait ainsi les richesses que son épouse lui avait abandonnées.

L'abaissement et la modification du tribunal de l'inquisition d'ont j'ai été témoin, est une des plus belles époques du règne de Charles III. Depuis le concordat conclû entre l'Espagne et la cour de Rome, il subsistait une défense rigoureuse, d'afficher une Bulle qui n'aurait pas été approuvée par la Cour.

Le Nonce en avait reçû une, que tous les Evêques d'Espagne lui avaient refusé de publier; il gagna le Grand Inquisiteur, qui crût pouvoir faire usage de son ancienne indépendance en matières ecclésiastiques. Un beau matin nous apprîmes avec étonnement à St. Ildefonse, que le Grand Inquisiteur avait été enlevé de son lit par un détachement des dragons, et conduit dans un fort.

L'indifférence méprisante avec laquelle les courtisans racontaient ce fait hazardeux, et le silence presque approbateur du peuple, excitèrent une surprise égale à l'admiration que méritaient le courage et la politique éclairée du Roi. Bientôt après, tous les inquisiteurs, abasourdis par ce coup foudroyant, arrivèrent pour demander grace, et la délivrance de leur chef, qu'on ne leur accorda qu'aux conditions suivantes: qu'ils n'auraient plus rien à leur disposition absolue que la censure des livres, que deux fiscaux royaux siégéraient parmi eux, et que personne ne pourrait être jugé ni condamné sans le consentement de la Cour. Ce grand pas vers la lumière, suivi de l'expulsion des Jésuites, autre acte mémorable de Charles III, a ouvert la carrière des sciences qui commencent à prospérer en Espagne.

Je ne puis pas quitter les souvenirs que me donne ce pays, sans citer quelques bizarréries remarquables qui m'y ont frappé. Les habitans de Madrid ont plusieurs usages, qui sont au rebours des nôtres et du sens commun. Par exemple: Les jeux de paume sont blancs, et les balles sont noires; ils portent au marché les noix dans des corbeilles et les figues dans des sacs; leur premier plat est la salade et le dernier la soupe; et les clefs de la ville de Madrid se trouvent dans une petite maison au dehors de la porte, et toutes les nuits le portier renferme les habitans. Les propos galans, les soupirs et agaceries amoureuses sont exprimés en Espagne dans la classe inférieure des petits maîtres et des dulcinées de ce pays, par des petits hoquets artificiels, que l'estomac profère ordinairement, qui forme entre eux un *duo* singulier, qui doit apparemment imiter le rocoulement de deux tourterelles, mais qui ressemble à quelque chose de fort indécent. Au lieu de l'Opéra si fameux sous le règne de la Reine Barbe, je n'ai vû que des comédies saintes, appelées *Autos sacramentales*, spectacles trop curieux, pour que je n'en dise pas deux mots avant de finir cet article.

La première à laquelle je me suis trouvé, était une pièce allégorique, qui représentait une foire; Jésus Christ et la Ste. Vierge y tenaient boutiques en rivalité avec la mort et le péché, et les âmes y venaient faire des emplettes. La boutique de notre Seigneur était sur le devant du théâtre, au milieu de celles de ses ennemis, et avait pour enseigne une hostie et un calice, environnés de rayons transparents. Tout le jargon marchand était prodigué par la mort et le péché, pour s'attirer des chalands, pour les séduire et les tromper, tandis que des morceaux de la plus belle éloquence

étaient récités par J. C. et la Ste. Vierge, pour détourner et détromper ces âmes égarées. Mais malgré cela ils vendaient moins que les autres, ce qui produisit, à la fin de la pièce, le sujet d'un pas de quatre, qui exprimait leurs jalousies et qui se termina à l'avantage de notre Seigneur et de sa mère, lesquels chassèrent la mort et le péché à grands coups d'étrivières. Une autre pièce assez plaisante et fort spirituelle, est la comédie du Pape Pie V. C'est une critique très bien faite des moeurs espagnoles. Dans la dernière scène on voit ce Pape, qui est un Saint, sur son trône au milieu de ses Cardinaux et deux avocats plaider devant ce consistoire *pour* et *contre* les belles qualités et les défauts des Espagnols; l'avocat *contre* finit par dénoncer le fandango comme une danse scandaleuse et licencieuse et digne de la censure apostolique; alors l'avocat *pour* tire une guitarre de dessous de son manteau et dit, qu'il faut avant tout avoir entendu un fandango, avant que de pouvoir en juger.

Il le joue et bientôt le plus jeune des Cardinaux ne peut plus y tenir; il se trémousse, descend de son siège, et remue les jambes; le second en fait autant, la même envie passe au 3ieme et les gagne l'un après l'autre jusqu'au St. Père, qui resiste longtems, mais qui enfin se mêle parmi eux et tous finissent par danser et rendre justice au fandango. Mais la plus plaisante de toutes ces saintes farces, est la comédie de l'annonciation. —

On y voit la Ste. Vierge accroupie devant un brasier, Gabriel entre, le manteau sur le nez avec le chapeau rabattu sur la face, il se démasque laissant tomber son manteau, et parait en costume de petit maître espagnol avec deux ailes d'ange. Marie le prie de prendre place auprès du brasier, et lui offre du chocolat; l'ange Gabriel lui répond: qu'il ne

peut pas avoir cet honneur-là, par la raison qu'il était invité à manger un Oglio chez le Père éternel; après bien des discours fort beaux, mais trop longs, arrive le saint Esprit qui danse avec la Ste. Vierge un fandango dont l'expression peint toujours, d'un bout à l'autre, l'acte le plus contraire au mistère dont il s'agit.

J'ai interrogé le Nonce, comment il était possible, que les Evêques d'Espagne puissent tolérer des spectacles si ridicules? Il m'a assuré en avoir parlé à plusieurs, que tous lui ont répondu, que tant que le peuple ne s'en moquerait pas, et au contraire s'y édifierait, ils les croyaient presque plus utiles que des sermons, qui en Espagne sont souvent accompagnés d'intermèdes figurés, et ne ressemblent pas mal à des comédies. Effectivement ces *Autos sacramentales* sont remplis d'une excellente morale et de morceaux très-pathétiques, pour inspirer la dévotion; et j'ai été témoin que dans une de ces comédies où on représentait la Messe sur le théâtre avec l'illusion la plus parfaite, beaucoup de spectateurs se frappaient la poitrine et que quelques-uns se mettaient à genoux au son de la clochette. Aujourd'hui ces spectacles n'existent plus: le même progrès de l'esprit, qui les a rendus ridicules, les a défendus.

Während Gleichen's Gesandtschaft in Spanien starb sein bejahrter Vater zu Nemersdorf im Jahre 1761, und er, als dessen einziger Sohn, ward sein Erbe.

Endlich, im Jahre 1763, trat die von ihm so sehnlich gewünschte Erledigung des Kön. Dänischen Gesandtschaftspostens am französischen Hofe ein. Er erhielt diesen im Sommer desselben Jahres, und wurde nach Kopenhagen berufen, um daselbst seine Instruction zu erhalten, von der wir hier einen Auszug geben.

Le Roi, m'ordonnant de joindre aux instructions expédiées, selon le stile et la forme ordinaire, que par son commandement, j'ai l'honneur de vous remettre aujourd'hui une explication plus particulière et plus précise des affaires qu'il vous confie, ainsi que de ses volontés et de ses vues à leur égard, a bien voulu me dispenser de vous parler de la France elle même, de sa puissance, de ses malheurs, de sa politique ancienne et nouvelle, de ses liaisons et alliances, de son ministère, des intrigues et factions qui la divisent. Ces détails nécessaires pour tout autre, ne le sont pas pour vous.

Sa Majesté sait que vous connaissez cette puissante monarchie et ceux qui la gouvernent, et Elle a jugé de là, qu'il suffirait de vous exposer son sistème tant général que surtout relatif à cette couronne, et d'en tirer les conséquences, qui, déterminant ses intérêts et ses souhaits vis-à-vis d'Elle, serviront de règles et de principes à votre conduite et à vos soins.

Le Roi a pour unique but le bonheur de ses peuples, vraie source, son coeur le sent, de la gloire et de la félicité du Monarque et de la Monarchie; l'assurer, l'augmenter par des moyens dignes de lui, par la pureté et la justice de ses desseins et de ses projets, par la fermeté de ses résolutions et de ses démarches dans leur exécution, par l'observation la plus scrupuleuse de sa parole, par une constance inaltérable dans ses amitiés et de ses alliances, c'est là sa politique, et en la suivant attentivement, on est sûr de ne jamais manquer ses intentions.

La félicité d'un peuple est de ne dépendre d'aucune autre puissance que de celle de son souverain naturel et légitime et de ses loix, de jouir en paix et en tranquillité de tous les bénéfices et de tous les avantages que ces loix lui accordent, de ne jamais voir ses intérêts sacrifiés ou subordonnés à ceux d'une autre nation, de ne combattre, s'il le faut, que pour son maître et sa patrie, et non pour des quérelles étrangères, dont il ne ferait que partager en subalterne les hazards et les maux, sans être admis à une part égale des biens, des succès et de la gloire; de voir son souverain considéré et révéré par les autres puissances de l'Europe, son alliance récherchée et son influence fondée sur l'opinion de sa sagesse et de sa vertu, assez établie chez les conseils des nations voisines pour pouvoir y maintenir l'équilibre et la paix et écarter toute révolution con-

traire à la sûreté et à la tranquillité commune, et de sentir enfin sa prospérité, ses forces et ses richesses augmentées intérieurement par des acquisitions faites légitimement et judicieusement, par des sages établissemens dans toutes les parties de l'état, par une attention suivie à favoriser la population, par l'extension de son commerce et par les encouragemens donnés à l'agriculture, à l'industrie et aux arts. — C'est cette félicité que le Roi cherche par des soins infatigables à procurer et à conserver à la nation qui lui obéit; il n'a point fait de démarches pendant tout son règne, qui n'ait tendu à l'augmenter, et tous les ordres qu'il donne aujourd'hui et à vous, Monsieur, et à nous tous qui le servons, n'ont point d'autre but.

C'est de ce principe que sont émanées toutes ses mesures, c'est de ce principe qui l'a tenu, malgré les menaces et les promesses, ferme. calme et intrépide dans l'orage, et qui après l'avoir engagé à faire goûter à ses sujets la douceur d'une profonde paix au milieu des horreurs et de calamités d'une guerre générale, lui a mis les armes à la main, lorsqu' un ennemi redoutable se préparait à envahir ses états, aussi décidé à combattre même à forces inégales dès que l'honneur et le salut de son peuple l'éxigeaient, et de préférer la guerre la plus dangereuse à une honteuse paix, qu'il avait été jusque là de préférer la paix aux apparences séduissantes d'une guerre qui, à tout autre qu'à lui, n'aurait d'abord paru annoncer et promettre que des avantages faciles et certains; c'est encore le même principe qui le guide dans ses résolutions, aujourd'hui que l'Europe respirant de ses malheurs et de ses illusions, va rentrer dans son ancien sistème, ou peut-être prendra une forme nouvelle encore plus solide.

Il importe à la France comme au Roi, que le Nord soit libre et que, pour cet effet, l'excessive puissance des Russes, de cette nation devenue aujourd'hui si orgueilleuse et si entreprenante, soit limitée; il ne lui importe pas moins, que la Suède ne soit point asservie sous le joug d'une Princesse ambitieuse et absolument dépendante des adversaires et rivaux de la maison de Bourbon, ni les anciens et fidèles amis de la France, victimes de leur zèle pour elle, soumis et sacrifiés au ressentiment et au pouvoir arbitraire de cette violente ennemie; il lui importe également que par une union sincère formée entre les deux anciennes couronnes du Nord, l'équilibre de cette partie de l'Europe, source de son influence sur elle, se rétablisse, et il lui importe enfin autant qu'au Roi, que le commerce de l'univers ne soit pas uniquement entre les mains des Anglais, ses ennemis implacables, et des Hollandais, toujours enclins à embrasser et à soutenir leur cause, mais que les nations navigantes et trafiquantes du Nord y ayent part, et puissent, lorsque le cas l'éxige, empêcher que la mer ne lui soit fermée et ne lui refuse pas tous ses biens et tous ses secours.

Le Roi ne demande rien au Roi très-chrétien, rien que l'exécution de ses anciennes promesses, et l'observation de ses propres intérêts.

Vous ne trouverez point de négociations entamées entre les deux couronnes; toutes celles, dont vos prédécesseurs ont été chargés, sont finies, et la délicatesse du Roi ne lui a pas permis d'en ouvrir de nouvelles dans ces tems de malheurs et de détresse, où des infortunes et des calamités multipliées au-dedans et au-dehors du Royaume, ont épuisé, et épuisent encore, toute l'attention et toute la sollicitude du ministère de Versailles.

L'alliance même qu'il a été d'usage jusqu' ici de renouveller toujours quelques années avant terme, tire à sa fin, elle expirera au quinze Mars prochain (1764). Le Roi consentirait probablement à la prolonger, mais Il ne veut pas que vous en fassiez les propositions. Dans le dérangement où se trouvent les finances de la France, et au moment du nouveau sistème que l'on parait vouloir y établir, cette proposition pourrait ne pas être reçue.

Sa Majesté n'en fera pas l'essai, et Elle se borne à vous enjoindre de veiller à l'accomplissement de l'ancien traité, c'est-à-dire, à l'acquit des subsides arriérés. — Si la France veut continuer d'être ce qu'elle est, ou redevenir ce qu'elle a été, il faut qu'elle discerne et distingue les puissances qui peuvent et veulent être ses amis, de celles, qui ne peuvent et ne veulent pas l'être, que sans courir vainement et par une complaisance dont elle doit avoir senti l'inutilité, après l'alliance des unes, elle cherche à conserver celle des autres, il faut qu'elle travaille au maintien du repos et de l'indépendance du Nord, il faut qu'elle soutienne en Suède un parti malheureux et prêt à succomber, qui s'est sacrifié pour lui complaire, il faut qu'elle fasse usage de tout son crédit dans ce royaume, pour en conserver la liberté et le gouvernement tel qu'il est établi par les loix.

C'est là le point décisif pour le Nord et pour le crédit de la France. Je vous le recommande, Mr., par ordre exprès du Roi. Faites-en l'objet principal de vos soins et ne déguisez pas à la France que le salut du Nord repose et se fonde sur cette base, que, si on l'ébranlait jamais, tout serait en feu au même moment, et que le Roi, fidèle à ses principes et préférant à tout le bonheur de son peuple, intimement et irrévocablement lié à la liberté de la Suède,

n'hésiterait pas de soutenir de tout son pouvoir et par les derniers efforts de ses armes, le parti de ceux qui combattraient pour elle.

Ce parti est aussi celui de la France, et il est assez malheureux pour ne pouvoir résister toujours sans un secours étranger, à l'ambition de la cour et à celle de ceux qu'elle suscite contre lui.

Ne permettez pas, qu'on se lasse à Versailles de l'assister, et opposez-vous à tous ces faux politiques qui, sous prétexte du peu d'utilité dont la Suède est aujourd'hui à ses alliés, *voudraient y rétablir la souveraineté;* faites sentir à Mrs. de Choiseul et de Praslin, qu'au moment que la France paraîtrait vouloir consentir ou seulement conniver à une pareille entreprise, elle perdrait tous ses amis dans le Nord, et livrerait la Suède, si la révolution réussissait, à la domination des Russes, et aux conseils impérieux du Roi de Prusse, seul oracle de la Reine sa soeur, et si elle ne réussissait pas, à l'influence des Anglais, auxquels les défenseurs de sa liberté seraient obligés de s'adresser dès l'instant qu'ils se verraient délaissés par la France. Dévoilez-leur toutes les suites d'un projet si funeste. —

Vous veillerez avec scrupule au maintien des droits du Roi et de ceux de son ambassade, et vous accorderez vos soins distingués à ce que la chapelle de S. M. serve à l'usage auquel le Roi la destine, à l'édification et à la consolation de ceux de sa réligion, qui, sans elle, seraient peut-être privés de tout secours spirituel.

*Le Roi protecteur en tous lieux de ceux qui professent sa foi, aime, que ses Ministres pensent à cet égard comme lui.*

Tout Danois ou autre sujet de S. M., trouvera en vous un soutien et un père; vous permettrez à ceux qui ont des

affaires ou des proces en France, de recourir à vos lumières, à vos conseils et à votre appui, et vous donnerez une attention particulière à la conduite, aux moeurs et aux principes de la jeune Noblesse de la nation voyageante en France. Si quelqu'un d'entre elle se dérangait à un certain point, vous vous hâteriez d'en avertir sa famille et de prévenir ainsi sa perte.

Dieſe Inſtruction iſt ein ehrenvolles Denkmal der politiſchen Anſichten König Friedrich's V. und ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Bernstorff. Sie ſetzt die damaligen Verhältniſſe des däniſchen Hofes ins hellſte Licht und beweiſt, daß das Hauptintereſſe, welches Dänemark an den europäiſchen Angelegenheiten nahm, darauf beruhte, daß Schweden in demjenigen Zuſtande von politiſcher Anarchie und Schwäche gehalten wurde, welcher eine Folge der damaligen Verfaſſung war. Es ſcheint, als ob in Kopenhagen die Beſorgniß beſtanden habe, Rußland und Preußen beabſichtigten, die republicaniſche Partei in Schweden, die unter dem Namen der Hüthe bekannt war, zu ſchwächen, und die monarchiſche, die der ſogenannten Mützen, zu verſtärken. Dieſe Verhältniſſe erlitten wenige Jahre nachher weſentliche Veränderungen: Rußland fuhr fort, die Partei der Hüthe zu unterſtützen, und da zu jener Zeit dieſer Hof mit Frankreich geſpannt war, ſo entnehmen wir aus den „Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Aſſeburg. Berlin 1842", daß von Seiten des ruſſiſchen Hofes dem däniſchen der Vorwurf gemacht wurde, er habe im Jahre 1765 Gelder zur Verfügung des franzöſiſchen Botſchafters geſtellt. Die Verwendung derſelben ſcheint jedoch auch noch damals zum Vortheil der Partei der Hüthe ſtattgefunden zu haben, und jener Vorwurf nur aus politiſcher Eiferſucht entſtanden zu ſein; Däne-

mark ſollte um keinen Preis vereint mit Frankreich dahin ſtreben, Zwecke zu erreichen, die ſelbſt an und für ſich der ruſſiſchen Politik nicht entgegen ſtanden. Das Intereſſe, welches Frankreich ſpäterhin im entgegengeſetzten Sinne nahm, und vermöge deſſen es kräftigſt die monarchiſche Revolution von 1772 unterſtützte, entwickelte ſich erſt in der Folge bei veränderten Umſtänden.

Noch können wir nicht unterlaſſen, unſere Leſer auf den vorletzten Punkt jener Inſtruction aufmerkſam zu machen.

Er bezieht ſich auf den Schutz, den die däniſche Geſandtſchaft den Proteſtanten lutheriſchen Glaubens in Paris zu gewähren hatte. Dieſe ſo beſtimmt abgefaßten Vorſchriften beſtätigen die religiöſen Anſichten König Friedrich's V. und ſeines Miniſters, welcher bei jeder Gelegenheit ſeinen Einfluß zu Gunſten des Proteſtantismus geltend zu machen ſuchte, davon die Einwirkung auf die polniſche Diſſidentenfrage, welche in den obenerwähnten „Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Aſſeburg" umſtändlich auseinander geſetzt wird, einen abermaligen Beweis liefert.

Der Sinn jener Stelle, worin dem Geſandten der Wunſch des Königs mitgetheilt wird, daß die von ihm im Auslande verwendeten Diener die höchſten Anſichten theilen möchten, deutet vielleicht auf die Vermuthung hin, daß Gleichen den philoſophiſchen Meinungen der zu jener Zeit unter dem Namen der „Encyclopädiſten" bekannten franzöſiſchen Gelehrten ſich hätte nähern können.

Aus einer Beilage zu jener Inſtruction erſehen wir, daß Frankreich vermöge einer Convention vom Monat März 1759 Dänemark 2 Millionen Franken jährlicher Subſidien verſichert hatte. Dieſe Subſidien waren während des ſiebenjährigen Krieges mit wenig Pünktlichkeit abgeführt worden, ſo daß im

Jahre 1763 ein Rückstand von 2,388,897 Thlr. Dänisch Geld oder circa 10,400,000 livres vorhanden war. Auf Abtragung dieser Rückstände zu wirken, war Gleichen angewiesen, und wir entnehmen aus dem Texte der oft angeführten Notices biographiques, daß es demselben gelungen war, 6 Millionen von diesen Rückständen dem dänischen Hofe zu verschaffen.

Ueber den Gang der Geschäfte, welche Gleichen von 1763 bis 1770 während dessen Gesandtschaft am französischen Hofe anvertraut gewesen, enthalten die uns vorliegenden Materialien keine Andeutungen; wir wissen nur, daß er sich im Verlaufe derselben der Zufriedenheit seines Hofes und des Vertrauens des französischen Ministeriums zu erfreuen hatte.

Im October 1768 kam König Christian VII. auf einer Reise, in welcher er Deutschland, Holland, England und Frankreich besuchte, nach Paris, und scheint daselbst bis zu Ende des Jahres geblieben zu sein. In seiner Begleitung befand sich sein Staatsminister Graf v. Bernstorff und als Leibarzt, und schon als Günstling, der späterhin berüchtigte Struensee.

Die folgenden Anekdoten, welche sich auf die Gegenwart des Königs von Dänemark am französischen Hofe beziehen, scheinen uns hier an ihrem Platze.

Aucun étranger nouvellement arrivé à Paris n'a saisi avec autant de promptitude et de justesse le ton de la société et de la délicatesse des convenances qu'elle exige, comme le Roi de Dannemarc. Personne ne s'est mis plus vite que lui à l'unisson de ce monochorde si uniforme et pourtant si varié par tant de nuances presque imperceptibles; il n'a jamais détoné et, quoique exposé sur un piédestal élevé à la critique d'un public difficile et satirique, loin de lui donner aucun ridicule, tout le monde à été bien content de lui. J'attribue cette grande facilité de sentir toutes

les finesses des conventions établies par des prétentions sans nombre et par un raffinement excessif, à l'extrême sensibilité des nerfs de ce Prince, qui déjà alors avait de fréquents accès de ce dérangement qui, du physique, s'est étendu sur le moral. Mais une justice plus importante que je dois lui rendre, c'est de s'être conduit avec une mesure, une prudence, une dignité et une présence d'esprit vraiment admirable pour son âge, son peu d'expérience et la faiblesse de sa santé.

Lorsqu' il se présenta pour la première fois à Louis XV, le monarque qui n'avait jamais sû adresser la parole à un nouveau visage, embrassa le Roi de Danemarc sans lui dire un mot, et se tourna vers le Comte de Bernstorff pour lui parler, parcequ'il l'avait connû anciennement durant son ambassade en France.

Le Roi de Danemarc sentit l'incongruité de cette réception, fit sur le champ une pirouette en se tournant vers le Duc de Choiseul qu'il aborda, et celui-ci sût bien vite attirer son maître à la conversation entamée avec le jeune Monarque.

En negociant avec Mr. de Choiseul sur la manière, dont le Roi de Danemarc devait être reçu, on m'avait singulièrement recommandé d'obtenir que les deux Monarques ne se vissent tous les deux que seuls dans la première entrevue, et, porte close, que le Roi de France donnat le titre de Majesté à celui de Danemarc et qu'ensuite ce dernier demeurerait dans le plus entier incognito. Mr. de Choiseul me répondit que, quoiqu'il eut l'ordre de son maître de m'accorder tout ce que je voudrais en matière d'étiquette, je devais savoir que ma demande était impossible, puisque le Roi de France n'était jamais resté seul un seul instant de sa vie, pas même

étant dans sa garde-robe, et qu'il ne lui était pas permis de chasser de sa chambre les personnes qui, par les priviléges de leurs charges, ont le droit d'y rester. La première entrevue se passa donc en présence de tous les principaux personnages, mais le lendemain Louis XV rendant la visite à Chrétien VII, accompagné de quelques princes du sang et de toute sa Cour, ce dernier courut au devant du Roi de France, le prit par la main, et marchant fort vite, l'entraina vers son cabinet dont il entre-ouvrit la porte, s'y glissa après lui et la referma à double tour. Tout cela se passa si lestement que le Duc d'Orléans, poussé par la foule qui se pressait de suivre, heurta avec son gros ventre contre la porte, et voilà Louis XV resté seul avec un étranger pour la première fois de sa vie. Les deux Rois s'entretinrent assez longtems et furent fort contents l'un de l'autre. Mr. de Choiseul m'a dit, que son maître avait été enchanté de la conversation aisée et spirituelle du Roi de Danemarc, et celui-ci m'a dit, qu'il avait été émerveillé du peu d'embarras et des graces que le Roi de France avait mis dans la sienne.

Ensuite il ajouta: „Vous souvient-il de ce que vous nous avez écrit sur l'impossibilité qu'un Roi de France puisse rester seul? j'ai mieux réussi que vous, car je m'en suis donné le plaisir."

Von jener Reiſe kehrte der König im Januar 1769 nach Kopenhagen zurück. Gleichen hatte das Jahr vorher den Danebrog-Orden erhalten. Indeß deuten unvollſtändige Angaben an, daß während des Königs Aufenthalt in Frankreich Graf Bernstorff Vorurtheile gegen ihn gefaßt habe. Die Motive zu dieſen bleiben im Dunkeln; die Herzogin v. Choiſeul ſagt aber in einem Briefe: „Votre Roi arrive à Paris

pour donner à Mr. de Bernstorff occasion de vous prendre en grippe."

Dem ſei, wie ihm wolle, ſo beſitzen wir unter unſeren Materialien im Original das vom König Chriſtian VII. unterzeichnete deutſche Abberufungsſchreiben Gleichens von ſeiner Geſandtſchaft am franzöſiſchen Hofe, vom 19. März 1770.

Da wir vorausſetzen dürfen, daß die Perſönlichkeit des Herrn v. Gleichen und diejenige der ausgezeichneten Menſchen, die mit ihm in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden, zu welchen unſtreitig die Herzogin v. Choiſeul gehörte, unſeren Leſern einige Theilnahme eingeflößt haben, ſo erlauben wir uns, hier einige Auszüge von Briefen beizubringen, die ſich theils auf die Möglichkeit der Abberufung Gleichen's von ſeinem Poſten in Frankreich beziehen, theils auf diejenigen Verhältniſſe, welche die miniſterielle Exiſtenz des Herzogs von Choiſeul ſelbſt bedrohten, theils endlich auf Umſtände hindeuten, welche, nachdem Gleichen ſchon ſeinen Poſten in Frankreich aufgegeben und denjenigen in Neapel angetreten hatte, vorausſetzen laſſen, daß entweder Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, er werde ſeine Geſandtſchaft in Frankreich wieder antreten, oder der König von Frankreich ſelbſt werde ihm auf irgend eine Weiſe eine Entſchädigung für den Verluſt ſeines Poſtens ertheilen.

Wir beginnen dieſe Correſpondenz mit der Antwort Gleichen's auf ein vom Grafen v. Bernſtorff an ihn gerichtetes confidentielles Schreiben.

J'ai été aussi reconnaissant qu'affligé de la lettre particulière dont Votre Exc. m'a honoré.

Si votre bonté pour moi est toujours la même, mon envie de mieux faire réussira facilement. Vous vous apercevrez que j'ai fait l'impossible pour mettre mes rélations

au-dessus de tout reproche; mais si vos bontés ont changés, je désespère de mériter votre approbation et, privé du plus grand encouragement que je puisse avoir, je ne tiendrai pas contre le malheur d'imaginer que les succès ne sont plus faits pour moi. Vous savez, Mr., que ce doute me tourmente depuis votre départ.

In jenen Zeitpunkt fallen folgende Schreiben der Herzogin v. Choiseul an Gleichen.

Je vous verrai ce soir, Mr. le Baron, avec grand plaisir, mais rien ne m'étonne plus que la lettre que vous écrivez à Mr. de Bernstorff; il faut savoir, si vos soupçons sont bien fondés. si vous ne vous êtes pas allarmé trop légèrement, je le voudrais pour votre bonheur, et pour le plaisir de vous conserver dans ce pays-ci. Si par malheur vous aviez raison, mais je ne le puis croire, nous aurions fait un bel ouvrage.

Paris, le 13. Nov. 1769.

Votre lettre, mon cher Baron, m'a mise au désespoir et vos dangers m'ont tournés la tête. Je n'ai rien sû de mieux que d'envoyer votre lettre à Mr. de Choiseul et de lui faire part de toutes mes frayeurs, et je ne puis, je crois, mieux vous rassurer, qu'en vous transcrivant littéralement sa réponse:

„Mon cher enfant, je vous renvoye la lettre de votre Baron; je ne puis rien faire à présent, parcequ'il faut ménager les circonstances, mais je ferai, je vous le promets, c'est mon coeur qui promet à mon coeur."

Prenez donc patience, mon cher Baron, et soyez sûr que je la perds pour vous, mais en révanche. je ne perds pas un jour, un moment, une occasion de travailler à votre

affaire; je suis certaine de la bonne volonté et de la vérité de Mr. de Choiseul; un jour viendra, et j'en suis sûre, où je pourrai vous dire: soyez heureux, mon cher Baron, et je serai moi-même la plus heureuse du monde, si je contribue à votre bonheur, en vous donnant des preuves de tous mes sentiments pour vous.

Im October 1769 hatte Gleichen eine Reiſe nach Kopenhagen gemacht, wahrſcheinlich in der Abſicht, um ſeine Abberufung aus Paris zu hintertreiben.

Unterdeſſen war des Herzogs von Choiſeul eigene miniſterielle Exiſtenz bedroht. Gleichen ſcheint unter die Freunde gehört zu haben, welche das Intereſſe des Herzogs in Paris wahrnahmen, indem er ihm von ſeinen Beobachtungen und Nachrichten durch deſſen Gemahlin Angaben nach Verſailles zukommen ließ. In dieſen Zeitpunkt gehören folgende Auszüge aus den Briefen der Herzogin.

Avant même d'avoir pû parler à Mr. de Choiseul, Mr. le Baron, je me hâte de vous faire tous les remercimens que mérite votre attention et les marques d'amitié que vous nous donnez. J'y suis, je vous assure, infiniment sensible, parceque je suis convaincûe qu'elles viennent du coeur, et je ne doute pas que Mr. de Choiseul ne partage toute ma reconnaissance à ce sujet. Quant à l'objet de vos craintes, je vous supplie de vous rassurer, parceque 1. je ne les crois pas fondées, et qu'en second lieu le pis qu'en pourrait arriver serait, d'aller vivre tranquillement à Chanteloup, où je serois trop heureuse, si mon mari n'était pas malheureux. Cependant comme sa reconnaissance pour le meilleur des maîtres qui l'a comblé de bienfaits, exige qu'il lui sacrifie son repos tant que ses services pourront lui être agréables, je ne puis désirer sa retraite; mais je ne puis

aussi la craindre qu'autant que l'on aurait altéré dans l'esprit du Roi la pureté de sa conduite, de ses intentions et de son respectueux attachement pour sa personne, ainsi je vous serai très-obligé de vouloir bien continuer de prendre à cet égard toutes les informations que vous pourrez avoir. C'est contre ce malheur seul que notre sentiment ne nous permet pas d'être sans inquiétude, pour le reste nous laisserons faire. Adieu, Mr. le Baron etc.

---

Versailles. — —

Je n'ai pas voulu donner la peine à votre valet de chambre, Mr. le Baron, d'attendre ma réponse, que je ne pouvais faire qu'après avoir communiqué votre lettre à Mr. de Choiseul. Vous ne trouverez dans cette réponse que les sentiments auxquels vous deviez vous attendre, les remercimens que nous vous devons et la reconnaissance et la sensibilité extrême que nous avons de l'amitié et de l'intérêt que vous nous marquez. Pour le fond même indifférence, et pour la forme même vivacité, mais nous avons cependant lieu de croire par différentes informations que nous avons eus d'ailleurs, qu'il y a plus de vanité et même de vantérie dans les parens, que de réalité dans le fond des choses; ainsi rassurez-vous, mon cher Baron, mais continuez toujours à nous donner toutes les informations que vous pouvez avoir, cela conduit toujours à savoir à qui l'on a à faire et il est toujours bon de le savoir. — Adieu, Mr. le Baron, on me presse pour partir, je ne puis vous en dire d'avantage. On m'assure que Mr. de Praslin est furieux du manque de foi, mais qu'il a la parole pour la seconde. Dieu veuille, que ce ne soit pas encore *bon billet qu'a la Chatre.*

Gleichens Abberufung war indeſſen, wie wir ſchon geſagt, wirklich erfolgt. Er wurde unter dem 13. Juli 1770 zum Geſandten am Neapolitaniſchen Hofe ernannt, und muß nach Inhalt des folgenden Briefes des Grafen Bernstorff Paris im October 1770 verlaſſen haben, um ſich auf ſeinen neuen Poſten zu begeben.

Traventhal, le 23. Juillet 1770.

Je dégage ma parole en vous envoyant aujourd'hui et ainsi avant la fin de ce mois, vos nouvelles lettres de créance. J'y ajoute la décharge que vous avez désiré rélativement au Ministère que vous avez rempli en France et des instructions pour celui que vous allez remplir, telles qu'on a coutume de les adresser aux Ministres qui partent. Elles ne sont conçues que dans des termes généraux et dans le style ordinaire, mais vous voudrez bien en même tems jeter les yeux sur celles que j'ai dressé le 28. Avril 1766 pour le Comte d'Osten.

La position entre les deux Cours étant à-peu-près la même, qu'elle l'était alors, je n'ai pas trouvé à y changer, et je suis autorisé à vous prier de les regarder comme si elles avaient été faites aujourd'hui pour vous.

Il me reste le plaisir de vous dire, que le Roi vous accorde 3000 écus pour votre voyage et pour votre établissement. C'est la somme la plus forte qui ait jamais été donnée en pareille occasion. Je me flatte avoir ainsi rempli à tout égard ce que je vous avois promis, et vous avoir prouvé la vérité de mon désir de vous voir satisfait. Puissiez-vous l'être toujours et convaincu par les faits des sentimens, avec lesquels j'ai l'honneur d'être etc. etc.

Bernstorff.

P.S. Mr. d'Osten appréhende que vous l'arrêterez trop à Naples, mais je le rassurerai en lui faisant part de la promesse que vous m'avez faite, que vous seriez avec lui au plus tard à la mi-Novembre.

Gleichen erhielt noch in Paris die Nachricht von der Entlaſſung des Grafen Bernstorff. Aus den beiden nachfolgenden Briefen der Herzogin von Choiſeul vom 30. October und 31. December 1770 müſſen wir vorausſetzen, daß jene bereits erwähnten Beſtrebungen zu ſeinem Gunſten von Seiten des Herzogs von Choiſeul, nachdem Gleichen ſchon den Poſten in Neapel angetreten hatte, noch mit Wärme fortgeſetzt wurden.

Paris, le 30. Octobre 1770.

Je ne peux pas me réssoudre à vous écrire, mon cher Baron, sans pouvoir vous mander: votre affaire est faite; soyez libre, soyez heureux et faites le bonheur de vos amis en venant les rejoindre. Je ne peux pas non plus me réssoudre à garder un plus long silence, qui pourrait ou vous laisser douter de vos amis, ou vous les faire oublier. Je vous écris donc, mon cher Baron, sans avoir autre chose à vous dire, si ce n'est que je suis fachée de ne vous rien dire. Vous avez entendu *„les bruits de guerre“* qui nous menacent, ils auront retentis jusqu'au fond de l'Italie, ils nous donnent bien du travail, bien de l'humeur et pour le moment, *ils ferment la porte aux graces, même à la justice.* C'est votre mauvaise étoile qui vous a soufflé ces mauvais bruits de guerre; ils s'opposent autant à nos plaisirs qu'ils sont contraires à vos intérêts.

Quoiqu'il en soit, celui qui s'en est chargé, ne les prend pas moins à coeur, et celle qui les sollicite, n'y met pas moins d'ardeur; rien ne refroidira, mon cher Baron, le

désir que j'ai, de vous revoir, de contribuer à votre bonheur et de vous convaincre de tous mes sentimens pour vous.

---

A Chanteloup, le 31. Decbr. 1770.

Vous êtes en droit, mon cher Baron, de vous plaindre de votre étoile, votre Roi arrive à Paris pour donner à Mr. de Bernstorff occasion de vous prendre en grippe. Il vous ôte du poste de France, le seul auquel vous étiez attaché, et il est lui-même chassé du Ministère au moment *où il songeait à réparer le tort qu'il vous avait fait* et vous laisse chancelant dans le poste de Naples. Une seule ressource vous restait, *un ami qui parraissait tout-puissant,* qui aurait voulu employer toute sa puissance à vous être utile, *voulait changer et assurer votre sort,* vous touchiez au moment du bonheur; *votre affaire était dans le porte-feuille, le travail devait se faire samedi,* mardi, je comptais vous écrire la plus jolie lettre du monde, et lundi matin cet ami n'existait plus pour l'utilité de personne. Cette nouvelle vous sera sûrement déjà parvenue avant que vous receviez ma lettre, et je crains bien qu'elle n'ait excité votre verve et déjà produit un poëme plus long que l'Illiade et plus ennuyeux que l'Odissée. J'ai emporté, mon cher Baron, le regret de n'avoir pû vous être utile, le seul qui ait affecté mon coeur et qui sera éternel, si ce malheur me prive à jamais du bonheur de vous revoir dans ce pays-ci. Vous savez que je ne suis pas de ceux avec qui les absens ont tort; si je perds le plaisir de vous voir, je ne perdrai jamais, mon cher Baron, celui de vous aimer.

J'envoye ma lettre à la petite-fille (Madame du Déffand) pour qu'elle vous la fasse tenir par une occasion sûre. Ne me répondez pas sur votre affaire, je vous avertis, que je

n'écrirai plus. Mr. de Choiseul me charge de vous faire mille tendres compliments.

Der Brief vom 23. October, ſo allgemein gefaßt er auch iſt, weiſet auf die politiſchen Verlegenheiten hin, die um jene Zeit die Weiterungen in Betreff der Beſetzung der Falklands-Inſeln von Seiten Spaniens zwiſchen Frankreich und England veranlaßten. Dieſe Weiterungen trugen das ihrige dazu bei, des Herzogs von Choiſeul Entlaſſung herbeizuführen. Hierauf beziehen ſich „les bruits de guerre". Und wenn es heißt: „ils ferment pour un moment la porte aux graces et même à la justice", ſo beweiſet dieſes, daß der Herzog von Choiſeul dem Herrn von Gleichen Gnadenbezeigungen von Seiten des Königs von Frankreich verſchaffen wollte. Der Sinn des Briefes vom 31. Dec., welcher Gleichen die Nachricht von der längſt gefürchteten Verabſchiedung des Herzogs von Choiſeul, die am 24. Dec. erfolgt war, nach Neapel überbrachte, ſpricht ſich hierüber noch klarer aus.

Wenn die Herzogin ſagt: „Mr. de Bernstorff est chassé du Ministère au moment où il songeait à réparer le tort qu'il vous a fait", ſo könnte man vorausſetzen, er habe auf Anregung des Herzogs von Choiſeul die Abſicht gehabt, Gleichen wieder als Geſandten nach Paris zurückzuſenden. — Wenn die Herzogin ferner hinzufügt: „un ami qui paraissait tout-puissant, voulait changer et assurer votre sort, votre affaire était dans le porte-feuille, — le travail devait se faire samedi —", ſo ſcheint es, als wenn der Herzog dem Könige Ludwig XV. den Vorſchlag habe machen wollen, Gleichen entweder in ſeine Dienſte zu nehmen, oder ihm ſonſt eine wichtige Gnadenbezeigung angedeihen zu laſſen.

Wenig Wochen vorher, nämlich am 13. Sept., hatte Graf Bernstorff ſeine Entlaſſung erhalten, und derſelbe Herr von

Osten, welchen Gleichen in Neapel ersetzte,* und der sich noch daselbst befand, wurde berufen, um unter dem Premierminister Grafen von Struensee die auswärtigen Angelegenheiten Dänemarks zu leiten.

Gleichen's Aufenthalt in Neapel dauerte kaum ein Jahr, da Herr von Osten dem Könige von Dänemark vorgeschlagen hatte, diesen Gesandtschaftsposten eingehen zu lassen; man trug ihm daher den am Herzogl. Würtemberg'schen Hofe, welcher zu jener Zeit durch die Abberufung des Herrn von der Asseburg erledigt worden war, an, welchen Vorschlag er aber ablehnte.

Bevor wir diese kurzen Andeutungen über die Verhältnisse Gleichen's im dänischen Staatsdienste, die hiermit ihr Ende erreichen, beschließen, können wir nicht unerwähnt lassen, daß es aus einem Briefe Gleichen's an den Herrn von Osten scheint, als wenn ihm als Ruhegehalt 1000 Thlr. ausgesetzt worden wären, und daß, als man die Bedingung hinzufügte: „er solle diese Pension in den Königl. Dänischen Staaten verzehren", er lieber auf solche verzichtete *).

Wir glauben wiederholen zu müssen, daß die gegenwärtigen Blätter keine Lebensbeschreibung Gleichen's liefern sollen, sondern einen Faden, um daran verschiedene seiner eigenen Aufsätze, die wir eigentlich als dessen Denkwürdigkeiten bezeichnen, zu reihen; deshalb haben wir schon die Angaben beigebracht, welche er über die Regierung der Könige Ferdinand VI. und Carl III. hinterlassen hat. Und indem wir nun eine Folge von Aufsätzen geben wollen, welche sowohl von der Zeit seiner

*) Gleichen erhielt unter dem Ministerio des Grafen Andreas Peter v. Bernstorff, Neffen des obenerwähnten Staatsministers, seinen Ruhegehalt mit der Erlaubniß, ihn im Auslande verzehren zu dürfen, zurück.

gesandtschaftlichen Stellung in Paris, als von daselbst später gemachten Beobachtungen und Bemerkungen herrühren, machen wir mit demjenigen, der den Herzog von Choiseul betrifft, den Anfang. Leider fehlt der Schluß! Wir fügen jedoch am Ende der Schilderung eine Anekdote hinzu, die wir in unsern Materialien vorgefunden haben, und welche in Bezug auf Gleichen und die Herzogin von Choiseul von einigem Werth sein dürfte.

## LE DUC DE CHOISEUL.

Le duc de Choiseul était d'une taille assez petite, plus robuste, que suelte, et d'une laideur fort agréable; ses petits yeux brillaient d'esprit, son nez au vent lui donnait un air plaisant et ses grosses lèvres riantes annonçaient la gaieté de ses propos.

Bon, noble, franc, généreux, galant, magnifique, libéral, fière, audacieux, bouillant et emporté même, il rappellait l'idée des anciens chevaliers français: mais il joignait aussi à ces qualités plusieurs défauts de sa nation; il était léger, indiscret, présomptueux, libertin, prodigue, pétulant et avantageux.

Lorsqu'il était ambassadeur à Rome, Benoit XIV le définissait un fou, qui avait bien de l'esprit. On dit que le parlement et la noblesse le regrettent et le comparent à Richelieu: en revanche ses ennemis disent, que c'était un boute-feu, qui aurait embrasé l'Europe.

Jamais je n'ai connu un homme, qui a sû répandre autour de lui la joie et le contentement autant que lui; quand il entrait dans une chambre, il fouillait dans ses poches et semblait en tirer une abondance intarissable de plaisanteries

et de gaieté. Il ne résistait pas à l'envie de rendre heureux ceux, qui savaient lui peindre le bonheur dont il pourroit les combler. Il puisait dans les trésors du crédit pour les obliger, pourvu que cela ne lui coutât pas trop de peine. Au contraire, l'image du malheur lui était insupportable, et je lui ai entendu faire des plaisanteries qui me paraissaient affreuses, sur les pleurs de la famille de son cousin Choiseul le Marin, qu'il avait été obligé de faire exiler pour se mettre à l'abri de ses menées enragées. Et voilà comme il s'armait par une feinte dureté contre la facilité et la faiblesse, qui lui étoient naturelles. Je lui ai entendu répondre à Mde. de Choiseul qui l'appellait un tyran, dites, un tyran de coton! Aussi un moyen sûr d'obtenir de lui ce qu'on voulait, était, de l'irriter auparavant sur un autre objet, cette colère passée, le lion devenait un mouton. J'ai employé deux fois contre lui ce secret que je n'ai communiqué à personne, et sans jamais en avoir abusé.

Une des plus belles qualités de Mr. de Choiseul était, d'être ennemi généreux et ami excellent. Le Duc d'Aiguillon dénoncé au parlement et sauvé par des réticences favorables, que le duc de Choiseul mit dans les témoignages, qu'il fut appelé de rendre contre son ancien ennemi, est une des grandes preuves, qu'il n'était point haineux. L'attachement constant de ce grand nombre de gens de la Cour qui l'ont suivi dans sa disgrâce à Chanteloup et qui lui ont été fidèles jusqu' à la mort, prouve combien il avait été leur ami. Le Baillif de Solar, ambassadeur de Sardaigne, a eprouvé de lui les effets les plus recherchés et les plus tendres d'une amitié presque filiale.

Il est le seul homme que le duc de Choiseul ait traité avec une sorte de respect, peut-être parcequ'il avait été à

Rome son instituteur en politique. Le duc lui fit avoir l'ambassade de Paris, la médiation de la paix en 1762, des gratifications immenses et une abbaye de 50,000 livres de rente. Tous les devoirs pieux, qu'un fils peut rendre à son père, lui ont été prodigués par Mr. de Choiseul et sa famille, dans sa longue et cruelle maladie, étant mort d'un cançer à Paris, peu de tems après les avantages dont son ami l'avait comblé.

Pour moi qui suis payé plus que personne, pour vanter et pour me vanter de son amitié, je dois ajouter, que durant les trente années que j'ai vécu avec lui dans une certaine intimité, il ne m'a jamais perdu de vue un seul instant, et que je n'ai jamais pû m'attirer de sa part aucun refroidissement essentiel, malgré différents torts, que j'ai eus envers lui. Il aimait l'audace, et c'est par un propos presqu' offensant, et que j'avais soutenu avec toute la folie romanesque d'un jeune homme de vingt-deux ans, que j'ai trouvé le chemin de son coeur. Venant d'arriver en 1756 à Frascati pour y passer les deux derniers mois de l'été dans sa maison, il parla peu respectueusement de la Margrave de Bayreuth, soeur aînée du Roi de Prusse, qui m'avait élevé et envoyé pour remercier le pape de tout ce qu'il avait fait pour elle pendant son séjour à Rome; je répliquai à Mr. de Choiseul d'une manière si fière et si piquante en présence de beaucoup de convives, qu'il jetta sa serviette sur la table et se leva avec un air fort échauffé; mes chevaux n'étant pas partis, je les fis remettre, je voulus me retirer. Mde. de Choiseul me retint, et je ne restai qu'à condition que Mr. l'ambassadeur me promettrait, de ne jamais rien dire en ma présence de la Margrave que je ne puisse écouter décemment. Il le fit, me traita depuis ce moment avec la plus

grande affection et le Roi de Prusse ayant levé le mois d'après le bouclier contre la France, par son entrée en Saxe, dont j'appris la première nouvelle, Mr. de Choiseul n'a depuis jamais tenu aucun propos désobligeant contre la Margrave et son frère, sans m'en demander plaisamment la permission.

Sa pétulance audacieuse a été mise au jour dès le premier carneval de son ambassade à Rome. Cette histoire qui a fait tant de bruit, a été estropiée et trop mal jugée, pour que je ne la rapporte pas, d'autant plus que je la tiens de source. On avait donné au gouverneur de Rome la loge, que les ambassadeurs de France avaient eue au théâtre d'Aliberti, et par mégarde ou par malice, on oublia de la rendre à Mr. de Choiseul, qui voulut absolument la ravoir, quoiqu'il n'aimât pas la musique italienne. Le gouverneur prétendit, que, répresentant la personne du pape, sa présence était nécessaire au spectacle, et qu'il ne céderait pas. A la première répresentation Mr. de Choiseul arma ses gens, ayant appris que le gouverneur voulait arriver avec main forte, et lui fit dire que s'il osait entreprendre la moindre violence pour entrer dans cette loge, il le ferait jeter dans le parterre. Tout Rome fut pétrifié. Le pape ne sachant que dire, chargea le Cardinal Valenti, de faire une mercuriale à l'ambassadeur; ce prélat, qui avait beaucoup de dignité et d'éloquence, composa une harangue très-énergique, qu'il débita avec l'assurance de terrasser le jeune ambassadeur: „savez-vous, ce qu'il me répondit?" me dit le cardinal, qui m'a raconté toute l'histoire l'année d'après, *„il claqua des doigts* (c'était son geste favori d'insouciance) *presque sous mon nez,* et me dit: *vous vous moquez de moi, Monseigneur, voilà trop de bruit pour un petit prestolet, quand il s'agit d'un*

*ambassadeur de France;* ensuite il fit une pirouette sur le talon et sortit." Ces incartades qui contrastaient avec la gravité romaine et celle des ambassadeurs, qu'ils avaient vu jusque là, devaient naturellement faire un mauvais effet contre Mr. de Choiseul, et lui donner la réputation d'un jeune étourdi peu fait pour sa place. Mais après les premiers propos, on ne vit en lui qu'un homme d'esprit soutenu par sa Cour, et capable de tout dans de plus grandes entreprises, ayant tout osé pour si peu de chose. Il fut craint, respecté et bientôt courtisé, aimé et admiré par les Romains, éblouis de sa magnificence et des graces de la cour qu'il procurait à ses cliens. Il fut chéri par Bénoit XIV à cause de la gaieté de son esprit et la morgue romaine resta déconcertée pour toujours devant son maintien dégagé et burlesque. Voilà comme les objets dont la puissance sacrée ne repose que sur l'opinion, perdent leur valeur par un peu de courage, de dédain et de ridicule.

Mr. de Choiseul avait mené une vie dissipée et libertine dans sa première jeunesse; nommé ambassadeur à Rome, il était encore fort ignorant, il lisait peu, mais n'oubliait jamais rien de ce qu'il avait lu; son esprit prompt, adroit, pénétrant et juste entendait à demi mot, dévançait les explications et cachait son ignorance en éblouissant par sa perspicacité: aussi se contentait-il de savoir l'essentiel des choses, abandonnant les détails aux secrétaires et à ses commis. Il écrivait de sa main les dépêches les plus secrètes sans faire un brouillon, il n'en gardait pas de copies et les envoyait par des couriers. Son écriture était si inlisible, qu'un ministre fut obligé un jour de renvoyer la dépêche en alléguant l'impossibilité de la déchiffrer. Il travaillait peu et faisait beaucoup. Ses intrigues et ses plaisirs lui enle-

vaient un tems considérable, mais il le regagnait par la promptitude de son génie et la facilité de son travail. Il avait imaginé différens moyens de l'abréger et de le simplifier. Entre autres une manière de réduire un grand nombre de lectures et de signatures à une seule. La voici: Chaque courier lui apportait une corbeille pleine de lettres et de placets, que lui, comme Ministre de la guerre, aurait dû lire; il n'en faisait rien, premièrement parceque c'était presqu' impossible et puis parcequ'il avait bien autre chose à faire. Un commis les lisait pour lui, et formait une colonne à mi-marge, des numéros et des précis de ces lettres. Il en faisait la lecture au Ministre qui lui dictait la substance de ses résolutions et qui étaient écrites vis-à-vis à la marge. Cela fait, le Ministre parcourait le tout et signait. Ensuite cette feuille se remettait à un autre commis, qui en formait les réponses, lesquelles ne se signaient qu'avec la griffe et partaient sans être revues par le Ministre; mais l'original de toutes ces expéditions deposé aux archives, était un document permanent qui obviait à tous les abus de l'estampille. — Jamais il n'y a eu un ministre aussi indiscret dans ses propos que Mr. de Choiseul; c'était son défaut principal. Sa légèreté, la fougue de son esprit, son goût pour les plaisantéries et souvent l'effervescence de sa bile en étaient les causes naturelles; cependant il y en avait encore d'autres plus nobles dans le fond de son coeur, qui font presque honneur à son indiscrétion: la sincérité de son âme haïssait, autant que la justesse de son esprit, tout ce qui était faux et l'élévation de son caractère dédaignait les reserves timides et le pédantisme minutieux de la politique. L'expérience l'ayant amené enfin à reconnaître son défaut, il a mieux aimé s'en faire un jeu, que de s'en

corriger. Il inventait des indiscretions pour donner le change et il se consolait d'un embarras par le plaisir de s'en tirer; car la prérogative la plus éminente de son génie était l'art de trouver rémède à tout. Il était l'homme du moment pour jouir, faillir et réparer, vraiment prodigieux, pour trouver des expédiens et s'il avait vécu jusqu'à la révolution, lui seul, peut-être, aurait été capable d'imaginer un moyen pour l'arrêter.

De tant de bons mots qu'il a dit, je n'en rapporterai qu'un, le meilleur à mon gré, et qui prouve que, même dans la colère, la promptitude de son esprit et la gaieté supérieure de son humeur, ne l'abandonnaient pas pour se tirer d'affaire.

Un officier qui l'importunait sans rélâche à toutes ses audiences, pour obtenir la Croix de St. Louis, se mit enfin entre lui et la porte, par laquelle ce ministre voulait s'échapper pour le forcer à l'écouter. Outré de cette impertinence, il s'emporta au point de lui dire: allez-vous faire ... mais la réflexion que c'était un militaire et un gentilhomme, l'arrêta, et voici comme il se reprit pour achever la phrase: „allez vous faire protestant, et le Roi vous donnera la croix de mérite."

Il n'aimait les honneurs, la richesse et la puissance que pour en jouir et en faire jouir ceux qui l'entouraient.

Le duc de Choiseul était beaucoup moins fier de sa place que de sa personne. Quand il pensait à sa naissance, il se rappellait, qu'anciennement un homme de qualité aurait cru se dégrader en acceptant une charge de secrétaire d'Etat, et que tous avant lui, hormis l'abbé de Bernis, avaient été gens de robe, et d'après cela il croyait faire beaucoup d'honneur à Louis XV de vouloir bien être son ministre. Quoi-

que tout le monde sût, que la France, jadis si redoutable, n'était plus à craindre, que Louis XV était décidé à tout prix de n'avoir plus de guerre, et que la mauvaise opinion qu'on avait de ses finances, surpassant la réalité, était confirmée par lui-même, qui disait souvent à ses gens: „ne mettez pas sur le Roi, cela ne vaut rien!“ le duc de Choiseul néanmoins soutenait encore la dignité de cette couronne et le respect qu'on lui portait. L'Europe avait une terreur panique de son audace incalculable. Cependant on se trompait, il se faisait plus méchant qu'il n'était, il n'aurait jamais osé compromettre son maître au-delà des bornes qu'il lui avait absolument préscrites.

On raconte que le duc de Choiseul, étant à Rome, avait eu du général des Jésuites, l'aveu d'avoir été noté par eux comme ennemi de leur ordre sur un propos inconsidéré, qu'il avait tenu dans sa première jeunesse, et l'on prétend que l'horreur que lui avait inspirée une inquisition si recherchée, était la cause de tout ce qu'il a fait depuis contre eux. On se trompe: c'est une succession de torts de leur part et d'autres circonstances qui en ont fait leur ennemi; indigné de la persécution affreuse que le parti moliniste en France avait suscité aux mourants par le fameux régime des billets de confession, l'ambassadeur travailla de bon coeur et d'après ses instructions à les contrecarrer auprès de Bénoit XIV., qui ne les aimait pas; alors ce furent les Jésuites qui se déclarèrent ses ennemis, et ne cessèrent de le persécuter par le parti des dévots. Dans les premières années de son ministère ils se servirent du Duc de la Vauguyon, pour engager Mr. le Dauphin à remettre au Roi un mémoire plein de calomnies contre Mr. de Choiseul qui, s'étant justifié, obtint la permission de s'en expliquer vis-à-

vis de Mr. le Dauphin, auquel son père avait fait une vive semonce. Ce prince malgré cela n'ayant pas reçu convenablement Mr. de Choiseul, celui-ci eut la hardiesse de lui dire, „Monseigneur, j'aurai peut-être le malheur d'être un jour votre sujet, mais je ne serai jamais votre serviteur!"

Madame de Pompadour, amie et protectrice de Mr. de Choiseul, était encore plus que lui en but à la haine de Mr. le Dauphin, de Mde. la Dauphine et de tout le parti dévot.

Voilà les intérêts communs que les cours de Madrid et de Lisbonne, auteurs principaux de la ruine des Jésuites, employèrent pour favoriser leurs desseins. Mr. de Choiseul qui, dès lors, avait l'idée du pacte de famille en tête, crût avoir trouvé un moyen de s'ancrer dans l'esprit de Charles III en se vouant à lui pour perdre les Jésuites en France. Les parlemens les avaient proscrits, mais il fallait le consentement du Roi, pour les expulser, et le Roi avait une secrète inclination pour cette société, qui avait pour elle toute la famille royale et un grand parti au conseil et à la cour. Le duc de Choiseul nous a dit depuis dans sa retraite de Chanteloup, qu'il s'était bien gardé de paraître son ennemi aux yeux de son maître, mais qu'il avait constamment dicté au Roi d'Espagne ce qu'il fallait dire à celui de France, avec lequel il correspondait de main propre. Au reste il me parait que ce ne sont ni les cours ni les Ministres, mais les Jésuites eux-mêmes, qui se sont perdus, ce sont leurs trafics d'argent en France, leurs imprudences en Espagne et surtout l'orgueil, l'opiniâtreté et la sotte témérité de leur général qui ont ourdi et consommé leur ruine. Quand on manda à ce dernier que le père Malagrida était arrêté comme complice de l'assassinat du Roi de Portugal, beau-

coup d'amis des Jésuites se trouvaient rassemblés à un dîner chez le cardinal Negroni avec le père Ricci; tous lui conseillèrent d'écrire sur le champ au Roi de Portugal, que quoique persuadé de l'innocence de Malagrida, son ordre implorait provisoirement pour lui la clemence de S. M. T. F., mais le général fut inflexible; il écrivit une lettre folle, pour soutenir qu'un Jésuite ne pouvait être jugé que par la société, et la société fut chassée du Portugal. C'est le père Adami, ci-devant général des Servites et un des convives de ce dîner, qui m'a conté cette anecdote. Une autre, que je tiens de Mr. de Choiseul, est une preuve encore plus grande de l'imprudente témérité du père Ricci: On avait mis sous les yeux de Louis XV la thèse, que les Jésuites ont soutenue de tout tems et avaient osé agiter de nos jours à Montpellier: qu'il était permis de tuer un tyran ou un Roi qui était contraire à la réligion catholique. Le prince se rappellant sans doute la tentative de son assassinat, parût frappé; le maréchal de Soubise, organe principal du parti dévot au conseil, dit, qu'il suffirait de demander au général de condamner et de prohiber pour jamais une thèse, qui datait de très loin, et qui, de nos jours, était monstrueuse. Alors le Roi ordonna à Mr. de Choiseul, d'écrire à Rome pour cet effet, et ce Ministre crût l'occasion manquée pour longtems, d'arracher le consentement du Roi, nécessaire à l'exécution de l'arrêt du parlement; mais le général Ricci refusa avec une arrogance incroyable de faire ce qu'on lui demandait, disant que la condamnation de cette thèse, qui n'avait jamais été qu'un exercice d'esprit, impliquerait l'idée d'une doctrine et aurait l'air de désavouer une opinion, dont le simple soupçon serait déshonorant pour son ordre, et c'est alors qu'il prononça cette fameuse sottise: *sint ut sunt,*

*aut non sint.* Une telle effronterie décida le sort des Jésuites en France et prépara la possibilité de leur extinction. Clement XIV qui les craignait encore plus, qu'il ne les haïssait, les a defendu encore longtems, et le Cardinal de Bernis m'a dit, qu'on n'a pu forcer ce pape à lacher la bulle que par la menace positive de publier la promesse écrite de sa main, d'abolir l'ordre des Jésuites pour obtenir la tiare et par conséquent le crime honteux d'une Simonie. On croit presque généralement, que Benoit XIV a été empoisonné par les Jésuites: pour moi je n'en crois rien. Ils n'étaient pas gens à commettre des crimes inutiles, ce poison aurait été moutarde après dîner. Le marquis de Pombal, Charles III et le duc de Choiseul sont morts fort naturellement, voilà les preuves de mon opinion. Clement XIV est mort de la peur de mourir, son idée fixe était le poison, et la putréfaction subite de son cadavre n'a été que l'effet de l'angoisse horrible qui l'a tué. Je suis persuadé que les Jésuites existeraient encore, s'ils avaient été aussi méchants qu'on les a supposés.

L'on a reproché à Mr. de Choiseul d'avoir dilapidé les finances. J'ai été témoin, qu'après la mort de Mde. de Pompadour il s'est donné beaucoup de peine pour s'instruire sur cet objet et pour chercher des remèdes: il a consulté surtout Forbonnet et Mr. de Mirabeau, qui tous deux m'ont dit, avoir été étonné de la perspicacité, avec laquelle il approfondissait des matières si difficiles: mais refléchissant sur l'impossibilité de remédier à des désordres fondés sur la faiblesse du Roi, sur de longs abus et sur l'avidité insatiable des gens de la cour, il a désesperé de pouvoir combiner des projets d'économie avec le maintien de son crédit et de la faveur. Il ne s'est plus occupé qu'à faire nommer

des controleurs généraux, qui lui fussent dévoués à se procurer tous les fonds nécessaires au succès des departemens, dont il était chargé et à être le distributeur des graces du Roi. Toute fois on ne peut lui reprocher la prodigalité relativement à lui-même, et le compte qu'il a rendu des épargnes faites dans ses départemens, a prouvé également son honnêteté et ses talens pour l'économie.

Mr. de Choiseul qui a toujours visé à se rendre indépendant et inamovible, aurait bien voulu obtenir la charge de surintendant des finances; la comptabilité rigoureuse imposée à cette place, lui aurait donné le droit de refuser toutes les demandes indiscrètes, même celles du Roi, et fourni l'excuse bien légitime de dire: Sire, il y va de ma tête. Mais Louis XV pressentait bien un tel inconvénient et avait de plus une répugnance invincible à faire revivre aucune de ces anciennes grandes charges de la Couronne. Au reste si l'on compare la dette de Louis XV à celle de Louis XVI et le déficit sous ce dernier règne aux ressources que la révolution a découvertes et dilapidées, on trouvera, qu'il n'y avait pas de quoi tant crier contre Louis XV, ni qu'il ait été nécessaire de convoquer les états généraux, pour peu qu'on eut voulu employer une petite partie de ces ressources. — Si Mr. de Choiseul avait eu autant d'attachement et de déférence pour sa femme, que pour sa soeur, il s'en serait bien mieux trouvé, il aurait eu des amis moins nombreux, moins gais et moins flatteurs, mais plus vertueux, plus sages et plus désintéressés que n'étaient ceux, dont Mde. de Grammont, et l'espoir de tout obtenir par elle, l'avaient environné; il n'aurait pas eu les ennemis, qu'elle lui attirait par son arrogance, ses préventions et les abus qu'elle faisait de son crédit; et le coeur excellent de son

frère aurait été préservé contre l'écorce qui se forme autour de celui des Ministres.

Mde. de Choiseul a été l'être le plus moralement parfait que j'aye connu: elle était épouse incomparable, amie fidèle et prudente et femme sans reproche. C'était une Sainte, quoiqu'elle n'eut d'autre croyance que celle que prescrit la vertu; mais sa mauvaise santé, la délicatesse de ses nerfs, la mélancolie de son humeur, et la subtilité de son esprit, la rendaient sérieuse, sévère, minutieuse, dissertatrice, métaphisicienne et presque prude. Voilà du moins comme elle était représentée à son mari par sa soeur, et le cercle joyeux qui le divertissait chez elle. Malgré cela il était pénétré d'estime, de reconnaissance et de respect pour une femme qui l'adorait, qui lui conciliait les ennemis de sa soeur et à qui son coeur rendait la justice, d'avoir une vertu plus pure, plus solide et plus méritoire que n'était la sienne.

La duchesse de Grammont était plus homme que femme, elle avait une grosse voix, le maintien hardi et hautain, des manières libres et brusques, tout cela lui donnait un air tant soit peu hermaphrodite. Elle possédait les qualités de son frère, mais plus prononcées, ce qui leur donnait une teinte rude et choquante dans une femme. Cette ressemblance avec Mr. de Choiseul, joint à l'art de savoir l'amuser, lui avait donné un empire sur lui, qu'elle affichait avec une insolence, essentiellement nuisible à la réputation et même à la fortune de son frère: car cette femme impérieuse et tranchante a beaucoup accéleré la chute de Mr. de Choiseul, tandis qu'elle aurait été au moins retardée par l'intérêt extrême que Mde. de Choiseul inspirait au Roi, à toute la cour et même aux ennemis de son mari.

Tout le monde a su, que Louis XV exilant ce Ministre à Chanteloup, dit, qu'il l'aurait traité bien plus durement sans sa considération pour Mde. de Choiseul, et qu'il ne lui sçût aucun mauvais gré de la lettre pleine de fierté qu'elle lui avait adressée en refusant une pension de 50,000 francs que le Roi lui offrait. Après avoir sacrifié à son mari tous ses biens disponibles jusqu'à ses diamans, elle a encore consacré après lui toutes les rentes dont elle avait l'usufruit à sa mémoire, s'est reduite avec un laquais et une cuisinière à la dixième partie de son revenu, pour acquitter les dettes de Mr. de Choiseul, et a payé jusqu'à la révolution plus de 300,000 écus, pour achever de les éteindre. Aussi sa personne a-t-elle été respectée, même par les monstres de cette révolution, tandis que sa belle-soeur a été trainée par eux au supplice, sans démentir son caractère plein de courage et d'orgueil, traitant ses bourreaux comme des valets.

On a débité surtout en Angleterre, que Mr. de Choiseul, pour se soutenir un peu plus longtems, avait tâché d'impliquer la France dans une guerre, qui était sur le point d'éclater entre l'Espagne et l'Angleterre, au sujet des îles de Falkland. Cela est faux. J'ai sû par le Prince de Masseran, alors ambassadeur d'Espagne à Londres, et vingt ans après par un commis des affaires étrangères, que le duc de Choiseul a fait en cette occasion deux démarches trop longues à rapporter ici, aussi hardies que désintéressées, pour maintenir la paix. Au reste ce Ministre ne tenait déjà plus à sa place, sa santé était altérée; enfant gâté de la fortune et de la faveur il ne pouvait supporter aucun dégoût; fatigué des bonheurs de la Cour, il souhaitait être heureux d'une autre manière et il bâtissait des chateaux en Espagne sur Chanteloup.

Il lui aurait été bien facile de s'arranger avec Mde. Dubarri, qui ne demandait pas mieux que d'être tirée des griffes rapaces et tyranniques de son beau-frère, de ses protecteurs et de tous les roués dont elle était l'instrument; elle était d'ailleurs une bonne créature, fâchée d'être employée à faire du mal et dont l'humeur joyeuse eut raffoli de Mr. de Choiseul dès ce qu'elle l'aurait connu. Le Roi aurait certainement fait l'impossible, pour favoriser et consolider l'union de sa favorite avec son ministre, qu'il était très fâché de perdre; rien ne le prouve mieux qu'un billet qu'il lui écrivit dans les derniers tems, où ils s'écrivaient plus, qu'ils ne se voyaient. Mr. de Choiseul se plaignant à son maître d'une horrible tracasserie, dont il était menacé, celui-ci lui répondit: „ce que vous imaginez est faux, on vous trompe; défiez-vous de vos alentours que je n'aime pas. Vous ne connaissez pas Mde. Dubarri, toute la France serait à ses pieds, si" ..... signé Louis. Ce billet que j'ai vu, n'exprimait-il pas le voeu d'un accommodement, la prière de s'y prêter et l'aveu bien étrange pour un Roi, que le simple suffrage de son ministre ferait plus, que tout ce qui était en la puissance royale? Il est étonnant, que le coeur sensible de Mr. de Choiseul ait resisté à tant de bonté, à l'envie de jouer tous ses ennemis et à la certitude de régner plus commodément à l'aide d'une femme, qui aurait été entièrement à ses ordres; mais il est encore plus surprenant que répugnant à s'avilir par la moindre démarche honteuse sachant qu'il serait exilé, il n'ait pas donné sa demission, surtout avec ces dispositions à la retraite, dont j'ai parlé plus haut. Mais il ne prévoyait pas, qu'en l'exilant, on le traiterait avec tant de rigueur, qu'on le forcerait à se demettre de sa charge de colonel général des Suisses, dans

laquelle il se croyait inamovible et ne savait rien des moyens aussi singuliers que noirs, qui furent mis en oeuvre par le chancellier dans les derniers moments pour irriter le Roi et le disposer à des actes de violence. On employa des billets que le duc de Choiseul avait écrits anciennement à Mr. de Maupeou, lorsqu'il était encore premier président, dans un tems de dissentions entre le parlement et la Cour et où il convenait au bien public que le premier ne se rendît pas d'abord aux volontés du conseil d'Etat; ces billets contenaient des exhortations à resister, des conseils pour se conduire, et des promesses de le seconder; ces billets qui n'étaient pas dâtés, furent montrés au Roi, comme venant d'être adressés au premier président actuellement et d'obvier aux troubles, qui ont éclaté depuis avec tant de violence. Mr. de Choiseul fut par là sourdement convaincu, d'avoir des liaisons criminelles avec le parlement, qu'on savait lui être fort devoué, et d'avoir voulu attenter à la puissance royale, qu'il n'aimait pas trop. Ne prévoyant aucune de ces menées, on dirait qu'il ait voulu ne rien déranger à la belle porte, qu'on lui construisait pour sa sortie triomphale; aussi sa chûte et son existence à Chanteloup ont-elles été plus brillantes que les plus beaux jours de sa faveur; la moitié de la Cour a deserté Versailles, pour se rendre à Chanteloup, et le peuple de Paris bordait les rues, depuis son hôtel jusqu'à la barrière d'enfer, le comblant d'acclamations honorables, ce qui fit à ce Ministre, qui n'avait jamais été populaire, une impression si sensible, qu'il dit les larmes aux yeux, „voilà ce que je n'ai pas mérité."

Mr. de Choiseul a eu le malheur de s'attirer une calomnie aussi horrible, que dénuée de preuves et de vraisemblance par un propos le plus étrange et le plus inconsidéré

qu'il ait jamais tenu. J'y étais et j'en ai frémi. Mde. la Dauphine se mourrait. Tronchin avait été appelé et se disputait violemment avec les médecins de la Cour. Le Roi se trouvait à Choisy, et Mr. de Choiseul revenant à Paris pour souper, conta d'un air fort échauffé, que le Roi avait reçu un billet de Tronchin, dans lequel il disait, que l'état de Mde. la Dauphine manifestait des simptomes si extraordinaires qu'il n'osait pas les confier au papier, et qu'il se reservait d'en instruire S. M. de bouche à son retour: „Que veut dire ce coquin de charlatan? prétend-il insinuer, que j'ai empoisonné Mde. la Dauphine? si ce n'était le respect que j'ai pour Mr. le duc d'Orleans, je le ferois mourir sous le bâton". — C'est un propos inconcevable, qui a germé longtems et qui lui a valu enfin l'accusation affreuse, non seulement d'avoir empoisonné Mde. la Dauphine, mais même le Dauphin. — — — — — — — — — — — — — —

Leider fehlt hier die Fortſetzung und der Schluß des Aufſatzes über den Herzog von Choiſeul. Als Nachtrag geben wir die verſprochene Anekdote.

Je m'en vais me permettre de rapporter un de mes bons mots, non parcequ'il est de moi et qu'il a le mérite de n'être qu'un seul mot, mais parcequ'il a été raconté comme une replique adressée à une petite maîtresse étourdie, pour lui faire sentir son inconvenance, tandis que je l'ai dit à la femme la plus prudente, la plus respectable et la plus discrète que j'aye connue.

Je revenais en 1768 à Compiègne, de Calais ou j'avais embarqué le Roi de Danemarc, qui se rendait de Dunkerque à Londres. Je jouais aux échecs avec la duchesse de Choiseul. Le monde qui avait rempli le salon s'étant écoulé, et Mde. de Choiseul, croyant que nous étions tout seuls, me

dit: „On dit que Votre Roi est une tête“, et moi voyant un homme qui était derrière elle, je répondis en baissant les yeux, „couronnée“. Elle s'avisa tout-de-suite que quelqu'un nous écoutait. „Pardon“, me dit-elle, „vous ne m'avez pas laisser achever, je voulais dire, que Votre Roi est une tête qui annonce les plus belles espérances.“

Es hat uns zweckmäßig geschienen, die verschiedenen Aufsätze, welche Gleichen hinterlassen, für's Erste denjenigen Oertlichkeiten anzupassen, wo solche gesammelt worden sind, und hiernach haben wir seinen Bemerkungen über Spanien und über den Herzog von Choiseul ihren Platz angewiesen.

Ueberdem haben wir versucht, jene Aufsätze in eine gewisse Ordnung der Materien zu bringen, und fangen diese Reihenfolge mit denjenigen an, die Gegenstände und Personen betreffen, welche der Geschichte angehören.

In diese Kategorie scheinen passend zu sein:

## SUR LE DAUPHIN*).

Mr. le Dauphin, fils de Louis XV, aimait les sciences et lisait beaucoup. Son grand désir était, de donner à ses enfans un gouverneur habile et savant; malgré cela il leurs donna un homme inepte et ignorant. Voici comme la chose se passa.

Le Duc de la Vauguyon affilié des Jésuites et n'ayant point d'autre mérite que celui, d'être leur esclave, était le

*) Né 1729, mort le 20. Déc. 1765.

sujet auquel Mr. le Dauphin et la partie des dévots destinaient cette place.

Les personnes du service intérieur de Mr. le Dauphin qui leur étaient devouées, les informaient tous les matins du livre que ce Prince lisait, et de la page, où il était resté; en conséquence les teinturiers de Mr. de la Vauguyon lui arrangaient un précis de tout ce qu'il était possible de savoir sur cette matière et les compères mettant la conversation sur le même sujet en présence de Mr. le Dauphin, leur protégé bien endoctriné parlait, non pas comme un livre, mais comme une bibliothèque; — et il fut choisi.

Mr. le Dauphin a eu la réputation d'avoir été extrêmement bigot; on s'est trompé. Ce n'est pas lui qui, par goût ou par dévouement, s'était mis à la tête des dévots, c'étaient eux et son épouse, qui; placés derrière lui, le poussaient en avant comme étant leur chef, et peut-être était-il bien aise de jouer un rôle qui lui donnait quelque crédit.

Il haïssait les philosophes et non la philosophie, car sa piété était éclairée, et sa politique prévoyait les dangers de l'irréligion.

Il lisait tous les livres les plus défendus, et une petite anecdote de ses derniers moments prouve, qu'il envisageait la mort avec calme d'esprit, et que son respect pour les cérémonies réligieuses ne l'empêchait pas de plaisanter.

Après l'acte des Saintes-Huiles, le Roi sortit, appela le Duc de Gontant et lui dit: Je viens d'être bien étonné, Mr. le Dauphin s'est mis à rire au milieu des cérémonies, je lui en ai demandé la raison et il m'a répondu: „Demandez à Mr. de Gontant, qu'il vous raconte l'histoire du baillif de Grilles."

La voici: —

Cet officier, commandant les grenadiers à cheval, était mourant d'une fièvre maligne; on lui avait mis force- vésicatoires aux pieds, et lorsqu'on lui appliqua les Saintes-Huiles, sa tête était fort embarrassée. Quand il fut rétabli, on lui demanda, s'il avait eu beaucoup de douleurs?

„Pas trop", répondit-il, „il n'y a que l'extrême onction, qui m'a fait un mal de tous les diables."

On se trompe souvent en jugeant les opinions réligieuses des Princes sur l'extérieur de leurs pratiques. L'Impératrice Marie Thérèse a passé sa vie au milieu des réliques, des images miraculeuses et des démonstrations puériles de la bigoterie la plus aveugle. Mais après avoir sû par son médecin le nombre d'heures qui lui restaient encore pour vivre, elle dépêcha de recevoir tous les sacremens; et, cela fait, elle ne regarda plus aucun objet matériel de sa dévotion précédente, pas même le crucifix, expédia encore plusieurs affaires et termina sa vie assise sur un canapé, au milieu de sa famille.

Das Problem, wer die unter der Regierung Ludwig XIV. ſo berühmte eiſerne Maske war, iſt, obgleich bedeutende Geſchichtſchreiber ſich mit der Aufklärung deſſelben beſchäftiget haben, bis heute noch nicht gelöſt.

Auch Gleichen befaßte ſich mit dieſer intereſſanten Frage, und wir laſſen den Aufſatz, der ſolche betrifft, hier folgen.

## LE MASQUE DE FER.

L'année 1756 a été la plus heureuse de ma vie, elle m'a comblé à l'âge de 20 ans de toutes les jouissances de l'Italie et de Paris.

Je vivais à Rome au sein des beaux arts et chez le Comte de Stainville, alors Ambassadeur de France, dans l'intimité d'une société, dont les agrémens étaient au-dessus de tout ce que j'ai trouvé depuis à Paris de plus exquis en ce genre.

C'étaient avant tout le maître de la maison dans toute la fraicheur de sa joyeuse amabilité, et Mde. de Stainville à l'âge de 17 ans, pleine de graces, de gaieté, et annonçant déjà les qualités solides de son coeur et de son esprit. Puis

il y avait le baillif de Solar, l'abbé Barthélemi, le président de la Côte, la Condamine, le Marquis d'Alem et Mr. Boyer de Fondcolombe qui composaient ce cercle, et les mêmes personnages se trouvant réunis quelques années après autour de Mr. de Choiseul, devenu Ministre des affaires étrangères, nous nous rappelions souvent nos belles soirées de Rome et de Frascati, les différens sujets de conversation, qui nous avaient intéressés d'avantage et entre autres le Masque de fer.

Notre curiosité eut soin de rechauffer celle que Mr. de Choiseul avait partagée avec nous, et ce Ministre nous promit, qu'il employerait tous les moyens qui étaient en son pouvoir, pour approfondir ce mystère.

Il commença par faire faire les recherches les plus soigneuses dans le dépôt des affaires étrangères, et il ne trouva rien.

Ensuite il fut au Roi qui, lui nommant successivement différens personnages, auxquels on avait appliqué cet évènement, fit connaître par ses défaites, qu'il ne voulait pas parler.

Alors on s'adressa à Mde. de Pompadour, qui fit réellement l'impossible, pour vaincre la résistance du Roi. Mais après avoir essuyé plusieurs rebuffades, voici le discours mémorable que ce Prince lui tint:

„Cessez de me tourmenter sur ce sujet, je ne puis pas vous le dire, c'est le secret de l'état."

„Après Mrs. de Louvois et de Chamillard, personne n'en a eu connaissance que Mr. le Régent et le Cardinal de Fleury; ce dernier m'en a instruit, il n'y a au monde que moi qui le sache, et il doit être enterré avec moi."

Eh, quel devait donc être ce vieux secret d'état que le Roi n'osait pas révéler à l'homme et à la femme en place,

qui les savaient tous, ceux du moment, ordinairement plus importants que ceux du tems passé! Toutes les explications de ce mystère politique que l'imagination a pû inventer, ne sont pas à l'épreuve de ce discours du Roi, même la supposition, que Louis XIV. puîné, ait exclu un frère aîné par une faute de sa mère et par la nécessité de le soutenir, n'était pas une flétrissure de la mémoire de ce Monarque, et n'altérait point les droits de son successeur à la couronne.

On est tenté de croire, que ce secret aurait pû donner atteinte à ces droits et qu'une telle considération devait imposer à Louis XV un silence éternel.

Il fallait que la chose eut un rapport si direct et si important à la personne de ce Prince, qu'il ne pût pas la découvrir sans rougir ou s'exposer. Comme on a pris grands soins d'effacer toutes les traces de cette ténébreuse affaire, on en reste aux conjectures.

Peut-être la suivante s'accorderait-elle avec le discours de Louis XV à Mde. de Pompadour, que j'atteste sur mon honneur être véritable et exactement tel, qu'il nous a été rendu le lendemain par Mr. de Choiseul, lequel n'a cessé depuis, étant ministre de la guerre, de faire encore les recherches les plus soigneuses dans les archives de ce département et dans celle de la Bastille, sans obtenir le moindre éclaircissement sur cet objet.

J'ai trouvé, il y a longtems, dans un vieux livre, dont j'ai malheureusement oublié le titre, une anecdote applicable au Masque de fer; je me souviens seulement que c'était des mémoires d'un officier général, qui se disait *„confident intime de la Reine Anne d'Autriche"*.

Il raconte, qu'étant arrivé de Paris à Lyon, où Louis XIII se trouvait à l'occasion de la guerre en Savoye, le Roi lui

avait demandé, quelles nouvelles il apportait? ayant répondu: qu'on disait la Reine grosse.

Ce Monarque après avoir rêvé un moment, s'était écrié en frappant du pied: „Cela n'est pas possible!“ —

Essayons de bâtir une hypothèse sur cette anecdote. Supposons que la Reine, enceinte du Cardinal, ait chargé son confident de sonder le terrain, pour s'assurer, si le Roi aurait bonne mémoire et se donnerait la peine de calculer; que cette Princesse apprenant les marques de défiance, et d'emportement de son mari, rédoutable par sa cruauté, ait craint de publier sa grossesse, qu'elle soit accouchée secrètement et qu'après la mort de Louis XIII elle et le cardinal restés maîtres absolûs en France, ayent cedé au désir de mettre leur enfant sur le trône et de l'échanger contre le fils légitime du Roi, et que la tendresse maternelle ait sauvé de la mort et condamné son autre fils à porter ce masque de fer lorsqu'on s'est apperçu de sa grande ressemblance avec son frère. —

Cette hypothèse pourrait cadrer avec le propos essentiellement important de Louis XV à Madame de Pompadour, car ce Monarque se serait également déclaré par là illégitime successeur de ses ayeux*).

*) Der Herausgeber des gegenwärtigen Werkes erinnert ſich hier einiger Umſtände, die ihm vor mehr als 40 Jahren bekannt wurden, und die er leider nicht unmittelbar damals aufzeichnete, daher jetzt nur noch unvollſtändig zuſammen zu bringen im Stande iſt. Er begleitete den in Paris 1805 bekannten ſpaniſchen General und Staatsmann O'Farril in denjenigen Theil des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums, in welchem ältere archivariſche Nachrichten aufbewahrt wurden. Hier kam das Geſpräch zwiſchen dem ſpaniſchen General und dem franzöſiſchen, welcher dieſer Abtheilung vorſtand, und einem in Jahren vorgerückten erſten Beamten des Archives, auf die Masque de fer. Letzterer ſagte, er habe im Archive die ſorgfältigſten Nachforſchungen über dies geſchichtliche Problem angeſtellt, ohne zu

einem Reſultate zu gelangen; er habe über dieſen Gegenſtand ein Memoire verfaßt, welches er uns zu zeigen verſprach. Ueberdem legte er uns verſchiedene geheftete Acten des Kriegsminiſteriums vor, in welchen ſich die Spuren deutlich fanden, daß man mit Vorſicht gewiſſe Bogen herausgenommen hatte. Dieſe Lücken paßten in die Zeiten, in welchen bekannt iſt, daß die Feſtſetzung dieſes Staatsgefangenen in Pignerol ſtattfand, ſo wie in die ſpäteren Epochen, wo ſolcher nach den Inſeln St. Marguérite und von da nach der Baſtille gebracht worden war. Ueberall bemerkte man dergleichen Lücken. Dies beweiſt zum mindeſten, welche Wichtigkeit man unter verſchiedenen Kriegsminiſterien bis zu des Gefangenen Tode, welcher, wie bekannt, 1703 erfolgte, der Geheimhaltung und der Bewahrung jenes Staatsgeheimniſſes beilegte.

Leider hat die geſellſchaftliche Zerſtreuung, in welcher der Herausgeber zu jener Zeit in Paris lebte, verhindert, jenen älteren Beamten wieder aufzuſuchen, um mit ihm über dieſen Gegenſtand, der ihn lebhaft zu intereſſiren ſchien, weitere Geſpräche zu haben.

Der Marſchall von Briſſac war noch unter der Regierung Louis XVI. das letzte Vorbild jener ritterlichen Franzoſen, deren Originalität die Feinheit der Sitten während der Regierung Ludwig XIV., und die Regierungsgrundſätze dieſes Monarchen, der eine gewiſſe ſchroffe Independenz der Meinungen an ſeinem Hofe ungern ſah, verdrängt hatte.

Wir geben hier den Aufſatz, den uns Gleichen über ihn hinterlaſſen hat.

## LE MARÉCHAL DE BRISSAC *).

Jamais ridicules n'ont été respectés en France comme ceux du Maréchal de Brissac. Ils étaient vraiment respectables, car ils avaient les grâces de la naïveté, les charmes du romanesque et le mérite d'une réalité aussi estimable qu'extraordinaire.

Son style gaulois, ses phrases amphigouriques, ses bas ponceaux roulés, son juste-au-corps à grands paremens, bou-

*) Jean Paul Timoléon de Brissac, aus dem berühmten Geſchlechte der Cossé, das viele Helden aufzuweiſen hat, geb. 1698, ward Maréchal de France 1768, und ſtarb 1784.

tonné, les deux petites queues qui terminaient sa frisure exhaussée, tout cela allait parfaitement à l'air de son âme. De loin on croyait voir un vieux fou, mais de près, c'était un homme du tems des Bayards, et ce qui rendait son héroïsme complétement aimable, c'est que les formes de sa vertu étaient assez grotesques, pour ne pas trop humilier l'amour-propre de ses contemporains.

On voulait un jour l'engager par la crainte de déplaire à la cour, à une condescendance équivoque, il répondit: „J'ai tous les courages, hors celui de la honte." Dans sa jeunesse ayant pris quérelle avec le Prince de Conti au sortir de l'Opéra et proposé de ce battre avec lui, il fut mené à la Bastille.

Pour en sortir il devait faire des excuses à ce Prince devant toute la cour. Ses parens eurent bien de la peine à l'y résoudre; enfin il promit d'obéir au Roi. Arrivé dans la galérie de Versailles, il s'approcha du Prince de Conti, et lui dit: „Le Roi m'a ordonné de vous demander pardon: je le fais, mais vous pouviez vous faire honneur à meilleur marché, car, en vérité, je ne vous aurais pas tué."

On le ramena à la Bastille: la guerre étant survenue, il fut envoyé à son régiment et on n'en parla plus.

Unter die geſelligen Verbindungen, welche Gleichen in Frankreich durch ſeine Verhältniſſe zu der damals unter dem Namen der Encyclopädiſten bekannten Secte angeknüpft hatte, iſt die der Familie des Marquis de Mirabeau zu zählen.

Es iſt derſelbe, von dem wir Seite 23 ein Schreiben beigebracht haben, und war der Vater des berühmten Mirabeau, eines der erſten Führer der franzöſiſchen Revolution, und des Chevalier de Mirabeau, welchen man in den entgegengeſetzten Reihen in der Emigration geſehen hat.

## LA FAMILLE DES MIRABEAUX.

Une autre orginalité gauloise, mais fort différente de celle du Maréchal de Brissac, était le Marquis de Mirabeau, surnommé „l'ami des hommes.“

Montaigne avait fait sur lui l'effet que les romans de chevalerie avaient fait sur Don Quichotte.

Il aimait Montaigne et son style: il avait raison, mais il l'imitait assez mal, se croyait Montaigne et avait doublement tort.

Le Marquis de Mirabeau n'a été ni si bon, ni si méchant, que ses amis et ses ennemis l'ont dit. La faiblesse de son caractère le rendait l'un et l'autre, suivant l'impulsion des circonstances; il était vaniteux autant que son ami Monsieur de Pompignan; dès leur tendre jeunesse ils s'étaient admirés réciproquement et avaient communiqué ce sentiment à leurs familles qui l'ont poussé jusqu'à l'adoration.

Maîtres dans leurs maisons, ils ont été gâtés par un encens domestique, qui est devenu puant au-dehors. Si Mr. de Mirabeau a paru mauvais père et mauvais mari, il faut convenir aussi, qu'il avait une femme débordée dans sa conduite, et un fils aîné, qu'il fallait empêcher d'aller à l'échafaud; mais la manière despotique, avilisante et haineuse, avec laquelle ce fils était traité et désesperé dans la maison paternelle, parcequ'il était laid et indomptable par les châtimens, étouffait en lui les sentimens d'honneur et d'ambition qui devaient se trouver au fond de son âme courageuse, aigrissait la violence de ses passions et aiguisait son esprit si différent et si supérieur à celui de ses parens. Je leur ai dit souvent, qu'ils en feraient un grand scélérat, pouvant en faire un grand homme.

Il est devenu l'un et l'autre. J'ai contracté une liaison intime dans la famille de Mirabeau en opérant un raccommodement du Chev. de Mirabeau*), mon ami, qui était brouillé à mort avec sa mère et ses frères pour son mariage avec Melle. Navarre, ci-devant comédienne et maîtresse du Maréchal de Saxe.

---

*) Il avait été attaché à la cour de la Margrave de Bareuth, où j'avais fait sa connaissance.

La secte des économistes, dont le Marquis était l'apôtre, m'avait rapproché de lui au point que j'étais devenu l'enfant de la maison; même la vieille mère, dévote et scrupuleuse à l'excès, m'honorait d'une amitié et d'une confiance, qui étonnait tout le monde, parceque j'étais hérétique et vivais avec les encyclopédistes qui étaient ses bêtes noires. C'est surtout pour transmettre l'histoire de la maladie et de la fin de cette femme singulière, que j'écris cet article de sa famille. Elle avait été mariée fort jeune à un vieux militaire, capitaine aux gardes françaises à la fin du règne de Louis XIV. On racontait de lui, comme des preuves de son originalité et de la considération qu'on avait pour lui, que passant un jour à la tête de sa troupe sur le pont neuf, il s'arrêta devant la statue de Henri quatre, et dit à ses soldats: „Mes enfans, saluons celui-ci, il en vaut bien un autre;" de plus, qu'il avait osé battre un jour dans l'antichambre du Roi un garçon bleu, qui lui avait manqué, et que rien de tout n'avait été ressenti par Louis XIV.

Il parait de là que le vieux Mirabeau doit avoir été un peu brusque, emporté et sans doute jaloux. Il y a apparence que la jeune femme avait beaucoup de tempérament et qu'elle a dû appeler la réligion au secours de sa vertu, car je l'ai connûe stupidement dévote en dépit, d'une pénétration, d'une justesse et d'une force d'esprit étonnante.

Sa maladie me parait avoir développé les combats de son tempérament contre ses principes et de sa philosophie contre la foi la plus aveugle. A l'âge de 82 ans elle tomba malade d'une goutte remontée et que Bordeux prit pour une fièvre catarrhale maligne; il lui donna beaucoup de Kermès minéral, qui subtilisa l'humeur goutteuse. Elle se répandit sur les nerfs, et se concentra ensuite dans le cerveau; elle

devint folle, furieuse, enragée, elle arracha tous ses vêtements; on fut obligé de la coucher sur la paille et de la mettre sous la garde d'un vieux valet de 70 ans, qui seul pouvait en venir à bout, parcequ'elle en était devenue amoureuse.

Elle était un squelette et n'avait plus qu'un souffle de vie, lorque la rage la prit. Dès ce moment sa santé physique changea si miraculeusement qu'elle engraissa à vue d'oeil, devint fraiche comme une jeune fille, et que tous les symptomes de son sexe et de la jeunesse lui revinrent.

Mais ce qu'il y a de plus merveilleux encore, c'est que sa folie portait précisément sur les deux points contraires de son caractère moral. Cette femme si vertueuse, si prude, qui s'offensait de l'ombre d'une expression équivoque, vomissait des paroles qui auraient révoltés les oreilles d'un grenadier et qu'on aurait crû devoir lui être totalement inconnues, et caressait sans cesse son garde septuagénaire. Le second produit de sa rage était les blasphêmes les plus horribles, et quand quelqu'un venait la voir, elle lui criait de renier Dieu ou qu'elle l'étranglerait. Elle a vécu dans cet état jusque à l'âge de 86 ans; et c'est bien d'elle qu'on peut dire par excellence, qu'elle a eu la tête tournée et l'esprit à l'envers.

Die öfters angeführten Notices biographiques belehren uns, daß Gleichen vom Jahre 1771 an, wo sich seine Gesandtschaft am Neapolitanischen Hofe beendigte, verschiedene Jahre, und zwar bis 1779, wo er seinen Wohnsitz in Regensburg nahm, mit Reisen in Europa, nämlich in Italien, der Schweiz, Holland, England und Frankreich zubrachte.

Ein Brief von Voltaire an Mad. du Déffaud vom 18. Mai 1772 äußert sich über Gleichen folgendermaßen.

„Vraiment Madame, je me suis souvenu que je connaissais votre Danois. Je l'avais vû, il y a longtems, chez Mde. de Bareuth; mais ce n'était qu'en passant. Je ne savais pas combien il était aimable. Il m'a semblé que Bernstorff, qui se connaissait en hommes, l'avait placé à Paris; et que ce pauvre Struensée, qui ne se connaissait qu'en Reines, l'avait envoyé à Naples. Je ne crois pas, qu'il ait beaucoup à attendre actuellement du Danemarc, ni du reste du monde. Sa santé est dans un état déplorable, il voyage avec deux malades qu'il a trouvés en chemin. Je me suis mis en quatrième et leur ai fait servir un plat de pilules à souper,

après quoi je les ai envoyés chez Tissot, qui n'a jamais guéri personne et qui est plus mal qu'eux tous, en faisant de petits livres de médecine."

Während dieſer Jahre ſcheint Gleichen dem Aufenthalte in Paris den Vorzug geſchenkt zu haben, und ſelbſt, nachdem er ſich in Regensburg niedergelaſſen hatte, machte er bis zu Anfang der franzöſiſchen Revolution öfters Reiſen nach Frankreich.

Aus letzterer Zeitepoche muß ſeine Schilderung des berühmten Necker herrühren, die wir hier beibringen.

## NECKER.

Les causes éloignées, qui ont produit la révolution, sont si nombreuses, et les prochaines si défigurées par les passions des partis, leur champ a été si vaste et leurs routes si tortueuses, que jamais historien ne se tirera de ce labyrinthe, pour en rapporter un ensemble juste, vrai et satisfaisant. Combien ne se trompent donc pas ceux qui de nos jours ne voyent dans les causes prochaines, que deux fantomes crées par leur ignorance ou leur désespoir. Pour un des partis, c'est la reine, pour l'autre c'est Mr. Necker, qui a été la cause unique de la révolution. Comme cette dernière imputation est sans comparaison la plus fausse et la plus injuste, que j'ai connu pendant trente ans cet homme célèbre et malheureux, crucifié pour avoir voulu sauver le peuple, et que j'ai vu de près les deux faces opposées de la révolution, l'amour de la vérité et ma conscience me pressent de dire ce que j'en sais, et surtout de peindre Mr. Necker.

Il était grand de taille, de caractère sérieux, froid, roide et taciturne, ce qui le faisait paraître orgeuilleux, dur et

rébarbatif; mais son esprit plus abstrait que brillant, sa politesse plus mesurée que prévenante et son coeur moins sensible que juste, le rendaient peu aimable, mais infiniment estimable. Il affectionnait plus le genre humain que ses amis, pour lesquels il ne faisait presque rien; il aimait mieux voir en grand qu'en petit, et son ambition vertueuse s'était livrée à l'espérance de devenir le bienfaiteur d'une grande nation.

Peu de tems après son arrivée à Paris il se fit connaître par la générosité, avec laquelle il offrit tout ce qu'il possédait alors, à son ami le banquier Thélusson, qui éprouvait un embarras alarmant dans ses affaires; il devint son associé et leur maison prospérant beaucoup, on attribua ces succès à l'habileté de Mr. Necker. Bientôt sa réputation s'accrût par le rôle, qu'il jouait à la compagnie des Indes, dont il était Syndic, et par ses liaisons avec les gens de lettres. La république de Génève l'ayant nommé son ministre, il parût à la Cour, fut consulté, fit des plans de finance, composa l'éloge de Colbert et publia son fameux livre sur le commerce des grains, qui réfutait le système des économistes. L'ensemble de toutes ses productions, joint à des moeurs pures, des actes de charité, des procédés nobles et une conduite pleine de sagesse et de droiture, donnèrent de lui l'idée d'un homme distingué par ses connaissances, son génie et ses vertus. La voix publique l'appela pour la première fois au secours de l'état, et le jeune Roi, attentif à la voix du peuple, le créa directeur de ses finances. La guerre avec les Anglais, qui survint, dérangea d'abord tous ses plans. Mr. de Sartine, Ministre de la marine, l'assassina par l'émission perfide et clandestine de dix fois plus de billets, qu'on ne lui avait permis de créer sur le crédit de

son département. Necker au désespoir, prétendit qu'on optât entre lui et Sartine. Mr. de Maurepas fit pencher la balance en faveur de ce dernier et Mr. Necker, qui avait déjà expérimenté la presqu' impossibilité de faire du bien, se retira en 1781 sans regrets et sans accepter la pension qu'on lui offrait. Il ne fut regretté bien véritablement que par les créanciers de l'état. Son successeur Mr. de Calonne l'éclipsa totalement par son amabilité, les charmes de son éloquence et l'enchantement de ses largesses. Mais bientôt les profusions de ce Ministre le forcèrent à mesurer l'abîme qu'il creusait, et à changer de conduite. Jusque là il n'avait travaillé qu'à se maintenir, mais calculant l'impossibilité de la durée des moyens, qu'il employait, son esprit supérieur vit jour à la possibilité d'appliquer un grand remède à la grandeur du mal et conçut l'espérance courageuse d'abattre les abus et d'établir un nouvel ordre de choses. Ne pouvant plus solder la reine, les princes et la cour, il se tourna vers Mr. de Vergennes, le seul homme en qui Louis XVI avait une véritable confiance. Il obtint par lui la parole d'honneur du Roi de le seconder dans son projet et de tenir ferme jusqu'au bout, convoqua une assemblée des Notables et l'ouvrit par un discours le plus éloquent, le plus beau et le plus ingénieux, qui peut-être ait jamais été prononcé; il commencait par le tableau le plus effrayant de l'état désesperé, dans lequel se trouvaient les finances, et après avoir démontré la nécessité de tout entreprendre pour remédier à des dangers si pressants, il expliqua la facilité d'y parvenir par les moyens, qu'il indiquait. Un de ces moyens était, autant que je me le rappelle, un impôt en denrées à percevoir sur les productions de l'année à proportion de la fertilité, projet analogue à la dixme de Mr. de Vauban: mais

un autre moyen, qui était le principal, le plus efficace, mais le plus difficile de tous, était le rétranchement d'une grande partie des abus dont jouissaient le clergé, la noblesse et surtout les grandes charges de la cour et de la couronne, dont Mr. de Calonne montrait la foule, la grandeur, l'iniquité et l'insolence. Malgré les oppositions, les intrigues et la défense enragée de ces grands personnages avares, qui ne voulaient pas lâcher leur proie, tout allait bien.

L'autorité du Roi et les cris du public appuyaient les bonnes intentions du ministre converti. La France allait être sauvée et Mr. de Vergennes mourût subitement. En observant, combien il mourût à propos et que dès ce moment tout changea de face, que le maintien des abus fut assuré et Calonne renvoyé: on est tenté d'ajouter foi à l'imputation que la famille de Mr. de Vergennes a faite à ceux, qui avaient intérêt de le faire mourir *). Car lui seul était l'homme qui pouvait faire agir le Roi, et sans lui, Mr. de Calonne se trouvait abandonné de tout le monde; il n'était plus aimé comme autrefois, parcequ'il ne donnait plus rien; il n'était plus estimé, parcequ'il n'avait pas été fort estimable. Si l'assemblée des notables eut bien tourné, l'assemblée nationale ne serait pas survenue, et le clergé et la noblesse se seraient conservés par quelques sacrifices! O justice de la Providence! qui indique souvent le genre du crime par l'analogie de la punition. Durant cette assemblée des notables s'était élevée la fameuse querelle de Mr. Necker avec Calonne sur le déficit dans les finances, si diversement énoncé par eux dans leurs comptes rendus; ils s'accusaient

*) Er ſtarb 1787 im vorgerückten Alter an einem zurückgetretenen Podagra.

réciproquement d'avoir menti et ils disaient vrai; car chacun avait menti, mais à bonnes intentions. Mr. Necker pour sa commodité, en cas qu'on le rappelât, ou pour celle de son successeur, avait diminué la dette nationale, afin de soutenir le crédit et de faciliter les emprunts, sa ressource favorite, parcequ'elle pèse moins sur le peuple que les impôts. Mr. de Calonne au contraire a sans doute grossi les objets pour inspirer la terreur. J'ai eu une connaissance exacte de la situation des finances, lorsqu'en 1770 j'ai quitté mon poste à Paris, et n'ayant pas perdu de vue la dette nationale, parceque j'y étais fort interessé, je puis affirmer, qu'il est impossible que l'un de ces ministres n'ait pas adouci ni l'autre exagéré le mal; une suite de prodigalités, de déprédations, de fausses alarmes et de mouvemens révolutionnaires, qu'il serait trop long de développer, ont amené insensiblement la promesse et la nécessité d'une convocation des états généraux, dont l'idée avait pris naissance dans les espérances offertes par l'assemblée des notables.

Nous voici à l'époque où commencent les grands reproches, qu'on fait avec une sorte d'apparence à Mr. Necker, et dont je ne citerai, que les trois principaux. Le premier est d'avoir engagé le Roi, à accorder au moment même de la convocation des états généraux, tout ce que le peuple français pouvoit raisonnablement demander de lui, et à publier dès la fin de Décembre 1788, ces dispositions débonnaires dans le rapport de Mr. Necker fait à la clôture de son assemblée des notables. Le second reproche est, d'avoir décidé, que l'on ne vôterait pas par ordres, mais par tête, après avoir accordé une double représentation au tiers-état. Le troisième est, de n'avoir pas employé la forme ancienne de vérifier les pouvoirs des commettans devant une commis-

sion royale, mais d'avoir assigné à la noblesse et au clergé leurs salles particulières, comme pour les inviter à se séparer. Si le danger des révoltes n'avait pas été si pressant, ni les besoins de l'état si urgens, il aurait certainement mieux valu, que le Roi se fut laissé prier, pour céder peu à peu aux instances de son peuple. Mais a-t-on le droit de condamner Mr. Necker après les évènemens? il faut juger un homme qui a fait ses preuves d'honnêteté et de vertu, sur ses intentions et sur la question, s'il a pû faire autrement.

Mr. Necker, témoin depuis si longtems de la soumission d'un peuple opprimé, du despotisme d'une cour déreglée, de l'instabilité des volontés royales, du pouvoir des intrigues et de l'incertitude de rester en place, voyait un moment fortuné, où le Roi consentait à donner pour toujours un père à son peuple. Plein de sollicitudes pour le bonheur de ce peuple et d'apréhensions sur les vicissitudes humaines, Mr. Necker a cru en conscience devoir mettre à l'abri des cabales, les plus beaux droits de la nation, et ne pouvoir lier le Roi trop tôt par une déclaration, que les circonstances rendaient irrévocable. Voilà la raison principale, pour laquelle on a annoncé sans marchander en Décembre 1788 ce qu'il aurait certainement mieux valu n'accorder qu'en Avril 1789, si l'on avait eu à faire à un Roi plus ferme et moins obsédé. Pour ce qui est de la double représentation du tiers et de la décision, qu'on opinerait par tête, je repondrai, qu'il était impossible et qu'il aurait été absurde de faire autrement. D'abord il parait juste, que des millions d'hommes eussent au moins la parité avec autant de centaines, mais le but principal et indispensable ayant été d'abolir les abus et de faire payer les privilégiés comme le reste de

la nation, il fallait au moins préparer une possibilité a y parvenir. En opinant par ordres, il est clair, que le clergé et la noblesse auraient été deux contre un, et la pluralité des voix aurait encore été en faveur des premiers, si le tiers n'avait eu qu'une simple représentation. On aurait donc agi contre son but; toute la nation aurait été instruite d'avance, que la convocation des états généraux serait inutile, qu'elle n'était qu'illusoire, le peuple se serait revolté et le mal serait devenu plus grand que jamais.

A l'égard du troisième reproche, je conviens que Mr. Necker a fait une faute capitale, contre laquelle je n'ai rien à repliquer, sinon qu'on doit pardonner une seule faute à un homme chargé d'une besogne immense, à un homme dont l'oeil voit mieux les objets majeurs que les détails, à un homme enfin plus exercé à s'occuper du bien, qu'à prévoir le mal.

Le tort le plus funeste de Mr. Necker, mais qui peut lui être moins reproché que tout autre, est, d'avoir été la dupe de son coeur. Il lui paraissait impossible, que toute la France ne dût être pénétrée de la condescendance du Roi, et qu'on pût abuser de sa bonté; mais il ne tarda pas à s'apercevoir qu'il s'était trompé et sans prévoir les mauvaises intentions des chefs du parti, qu'il avait affectionné, il chercha à contenir le mal, qu'il se reprochait et se mit à étayer tant qu'il pouvait l'autorité royale. Mais son crédit et son génie n'étaient pas assez puissans, pour diriger les démarches du Roi, réprimer la fougue des prétentions du tiers-état et faire entendre raison aux privilégiés. Il perdit la confiance de son maître, se rendit de plus en plus odieux à la cour, à la noblesse et au clergé, et devint suspect à son parti, voulant réunir les extrêmes et accorder des prin-

cipes de contradiction, d'après les conseils de sa droiture et l'impulsion de sa conscience. Il a éprouvé, ce qui est toujours arrivé à ceux, qui étaient modérés au milieu des enragés.

Il serait cependant difficile d'imaginer même après coup, ce que Necker aurait pu faire, pour remédier aux désordres du terrible combat qui se préparait. Je pense que le meilleur et peut-être le seul moyen aurait été de gagner Mirabeau, ce géant des Jacobins, dont la langue était une massue, laquelle dirigée par l'audace, le coup d'oeil et le savoir faire de celui qui la maniait, frappait toujours des coups décisifs. Ce favori de la populace, tout-puissant alors parmi les factieux, connaissant tous leurs plans, et propre à les combattre à armes égales, oui, j'ose le dire, il fallait le faire premier ministre. Mais l'ambition glorieuse de Mr. Necker et encore plus sa moralité sévère auraient reculé d'horreur devant la simple pensée d'une alliance aussi monstrueuse pour lui. S'il avait pu prévoir, combien de braves et honnêtes gens se verraient forcé sous le règne de Robespierre à jouer des rôles de scélérats, pour opérer par cette abnégation bizarre et presque héroïque de la vertu, le seul bien qu'on pouvait faire alors, celui de sauver des victimes, peut-être Mr. Necker aurait-il eu, en rougissant, le courage de s'abaisser à une telle union, pour éviter des malheurs si inouïs.

Il est beaucoup plus aisé de dire ce que le Roi aurait pu et du faire, lorsque la violence de la noblesse faisant schisme, avait poussé le tiers, à se declarer la nation par le droit du plus fort. Le Roi seul pouvait terminer la quérelle facilement et avec de très grands avantages pour lui et pour son peuple. Il devait se déclarer pour le tiers;

d'abord il se mettait du coté le plus sûr, parceque c'était le plus fort, son armée jointe au peuple il n'y avait plus de combats à craindre, parceque la partie devenait trop inégale: presque tout le clergé et une grande partie de la noblesse auroit respecté son invitation de revenir à la chambre nationale; une déclaration de Sa Majesté à ceux qui vivaient de ses bienfaits, qu'elle les leur retirerait en cas de désobéissance, auroit mis à la raison la partie la plus considérable des privilégiés, et le tiers-état se seroit sans doute contenu dans des bornes plus justes, s'il n'avait pas été irrité par des résistances trop protègées par l'autorité souveraine et révolté par la menace de l'armée qui se rassemblait.

C'est du 23. Juin 1789 qu'on doit dâter le vrai commencement de la révolution. C'est dans ce jour mémorable, que Mr. Necker avait esperé de réunir les ordres, qui avaient fait schisme; il avait déterminé le Roi à se rendre dans l'assemblée nationale et y prononcer un discours composé par ce ministre, et dans lequel l'autorité royale sacrifiant presque tous ses droits, n'exigeait des partis que le sacrifice réciproque d'une partie de leurs prétentions; mais, les ministres Villedeuil et Barantin, après avoir commencé par indisposer dès le matin les membres de l'assemblée, en leur fermant l'entrée de la salle entourée de gardes, sous prétexte qu'on l'arrangeait encore pour l'arrivée du Roi, ne s'en tinrent pas là. Ils osèrent changer le discours avec la malice la plus noire, en y glissant les phrases les plus choquantes, pour l'esprit qui régnait alors, et quelques altérations révoltantes. C'étaient de beaux présens arrangés par Mr. Necker, accompagnés de soufflets et de coups de pieds. Aussi ce discours eut l'effet le plus désastreux. Le bruit

s'en répandit avant la fin de la séance, Necker donna sa démission et il y eut une émeute si effrayante que le Roi et même la Reine furent forcés à employer les prières les plus touchantes pour persuader Mr. Necker de rester. Mais il eut grand tort de céder à ces instances, il devait au moins exiger le renvoi de ses perfides collégues, qui le déjouant partout mettaient des entraves à ses meilleures opérations, et qu'on peut placer au nombre des ingrédiens de la révolution. On profita des craintes et de la jalousie, que cette émeute avait excitées dans l'âme du Roi, pour le porter à rassembler une armée et à décider le renvoi de Mr. Necker. Après un conseil secret, tenu le jeudi précédant la prise de la Bastille, Mr. Necker essuya plusieurs avanies de la part des princes, et Mr. le Comte d'Artois disait partout qu'il méritait d'être pendu.

Le 11. Juillet 1789 le Roi le congédia avec toutes les marques d'affection et de regrets en le priant de partir avec tout le secret possible. Mr. Necker obéit fidèlement, se rendit le même jour à St. Ouen et de là à Bâle, sans dire mot à personne. On ne fut assuré de son évasion que le lendemain à midi, et alors commencèrent les grandes scènes du peuple, chassant les troupes de Paris et promenant les bustes du duc d'Orleans et de Necker par les rues, et les parcourant toute la nuit avec des flambeaux et des épées, sans commettre d'autre excès que de demander des armes dans toutes les maisons. Il est mémorable et à jamais honorable pour les sansculottes, de n'avoir, malgré leur pauvreté, fait le moindre abus de la facilité, qu'ils avaient de piller. Trente mille gueux héroïques étaient les maîtres de Paris rempli de richesses immenses et n'ont rien demandé que la liberté. Le 13. juillet on commença à former une garde

nationale et à s'emparer des armes, qui étaient aux invalides. Le 14. Juillet la prise de la Bastille et les premières victimes, du 15. au 16. Juillet la fuite des princes et des ministres, le 16. l'assurance que le Roi viendrait à Paris et le 17. ce monarque trainé pendant cinq heures de tems de Versailles à l'hôtel de ville, environné de près de cent mille hommes armés d'épées, de piques et de broches et précédé de canons dont la bouche était tournée contre sa voiture. Pendant cette longue et pénible route ce monarque ne témoigna autre chose que beaucoup d'ennui du trop de lenteur de la marche et parla comme à-son ordinaire avec autant d'indifférence que de tranquillité.

Après le compliment „Paris vient de conquérir son Roi" que lui fit Mr. Bailly en lui présentant aux barrières les clefs de la ville, un jeune étourdi lui en fit un autre: on passait devant la place Louis XV, où il y avait un choeur de musique et le jeune homme, fourrant sa tête dans la voiture, dit d'une voix flutée: „Sire, on va jouer, où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille." Le roi se renfonçant dans le fond du carosse, répondit tout bas en soupirant: „tudieu, quelle famille!" Arrivé à l'hôtel de ville, on l'y fit monter sous une voûte formée avec des épées nues, qui se croisaient et s'entrechoquaient avec un cliquetis effrayant. Exténué de fatigues, il prit un peu de pain et de vin. On lui présenta la cocarde nationale, avec laquelle il se montra au peuple ivre de joie et d'espérance. Au retour tournant le coin d'une rue, ce monarque pensa avoir l'oeil crevé par la pointe de l'épée d'un homme, qui marchait à la portière, et qui ne s'apercevait pas, que le Roi sortait la tête pour regarder en haut; ce bon prince rangea doucement l'épée de coté et dit: „mon ami, la paix est faite."

Mr. Necker se rendit aux sollicitations touchantes du Roi et de l'assemblée nationale, mais surtout à la peinture, qu'on lui fit des convulsions effrayantes, qui agiteroient la France, s'il ne revenait pas, et il revint. Jamais triomphateur n'a été environné d'autant de gloire d'enthousiasme et d'amour, que Mr. Necker, faisant son entrée à Paris. C'était une apothéose, mais le soir même de cette brillante journée commença la décadence de sa grande destinée. Il avait rencontré Mr. de Besenval qu'on allait exécuter; il promit d'obtenir sa grace, tint parole, mais fut dénoncé le même soir dans tous les clubs des jacobins comme ennemi caché du peuple. Depuis persécuté par eux, par la Reine et la cour, abandonné par le Roi et l'assemblée nationale, on l'éminça au point, qu'après une longue série de peines et de dégouts, il fut renvoyé comme un laquais et le peuple français donna sur lui, qui était son idole, la première preuve de cette horrible ingratitude, qu'il a exercée depuis sur tant d'autres, qui le servaient de leur mieux, comme cela s'est toujours pratiqué dans les démocraties.

Que n'a-t-il pas dû souffrir dans sa retraite cet homme si jaloux de sa réputation, si passionné pour le bien public, et dont la vertu était si délicate, en voyant sa gloire éclipsée, ses hautes espérances trompées, et les horreurs qui désolaient la France, en apprenant les calomnies que la rage et l'ingratitude repandaient contre lui, et en éprouvant peut-être des reproches, que sa conscience pieuse et malade était seule en droit de lui faire, et que tout autre à sa place auroit plus mérité que lui. Il est mort, sans doute martyr des souvenirs les plus amers, buvant à longs traits le calice de regrèts les plus déchirans, et portant les péchés de la France avec la patience réligieuse de l'innocence souffrante.

Die Briefe der Mad. du Déffaud haben ſowohl durch ihre im Druck erſchienene Correſpondenz mit Lord Walpole, als durch die Bekanntmachung von zwei Bänden ihrer Briefe an verſchiedene Perſonen, allgemeines Intereſſe erregt. Wir finden unter den wenigen Privatſchreiben, die Gleichen aufbewahrt hat, zwei Briefe dieſer berühmten Frau vom Jahre 1772 und 73, und legen ſolche unſern Leſern vor.

Paris, 6. Mars 1772.

J'attendais de vos nouvelles avec impatience, je ne me suis pas pressée de répondre à votre lettre de Florence, parceque je voulais causer avec Mr. Blome et tirer de lui quelques particularités, mais il ne m'a pas mieux instruit que les gazettes. Je suis portée à croire, qu'il n'en sait pas d'avantage, il m'a seulement donné quelqu' inquiétude, il croit que vous étiez fort lié avec Mr. Brandt; vous devez savoir de quel genre était votre liaison, et si vous n'en avez rien à craindre. Les apparences me rassurent, vous n'étiez pas bien traité par le gouvernement précédent, il y a tout lieu, d'espérer, que celui qui y succède, vous sera favorable. Je

le désire passionnément et que l'on vous accorde toutes les conditions que vous exigiez pour le nouveau poste où l'on vous destinait. Je compte que vous ne tarderez pas un instant à m'informer de votre sort, il m'intéresse plus que vous ne pouvez penser. Je mets au rang des choses que je désire le plus, le plaisir de vous revoir auprès de mon tonneau; vous y êtes bien mal remplacé, et je sens tous les jours l'extrême différence d'un homme à un autre, indépendamment même de toute amitié. Je suis curieuse de savoir, quelles sont les dispositions de votre âme, si vous vous plaisez encore aux châteaux en Espagne. Pour moi, mon Baron, je persiste à n'y creuser que des cachots; je suis souvent d'une tristesse affreuse, prête à penser qu'il n'y a personne sous le ciel plus malheureux que moi, d'autant plus que l'avenir ne peut m'apporter aucun changement en bien; mais le Comte de Struensee et ses compagnons sont encore plus à pleindre, je l'avoue. Pour vous, mon Baron, vous pouvez et vous devez beaucoup attendre de l'avenir, si votre santé se fortifie; votre âge, votre esprit, votre courage vous feront parvenir à un état heureux, je vous le prédis; je n'en serai pas témoin. Si alors vous vous souvenez de ma prédiction, vous aurez peut-être quelque regret de ne pouvoir pas me le faire savoir. Savez-vous, où réside le bonheur? chez vos amis. Je leur enverrai votre lettre. J'ai peu d'espérance de les revoir, mes forces diminuent tous les jours. Je doute que je puisse supporter la fatigue du voyage et la turbulence du séjour; quelle serait ma contenance au milieu de tout ce qu'il y a de plus jeune, de plus alerte, de plus brillant et de plus bruyant. Ah, si c'était comme le voyage que vous y avez fait, alors je m'y ferois trainer, si je manquois de force pour aller. Mon Baron, je ne suis

pas bonne à grande chose, mais je suis tout-à-fait hors de place et de mesure à travers du grand monde. Je ne me plais qu'en la conversation et à son défaut à végéter. Soyez ferme dans la résolution de .....

---

Paris, 17. Septbr. 1773.

Vous me rendriez bien vaine, mon cher Baron, si en effet je vous avais persuadé et si en conséquence vous vous hâtiez de venir nous retrouver; il faut que je vous voie pour le croire. Je ne me fie point à vos belles paroles, je connais vos irrésolutions, vous devriez bien vous en corriger et profiter de votre expérience; n'avez-vous pas éprouvé, que vous n'avez trouvé rien de mieux dans tous les pays que vous avez visités, et que toute comparaison faite nous méritons la préférence? qu'est-ce qui peut rendre un homme raisonnable heureux, si ce n'est la société, et où l'avez-vous trouvé plus agréable qu'à Paris? Si vous cherchez des amusements, où y en a-t-il de plus variés, de plus agréables et de meilleur goût? n'y a-t-il pas ici autant et plus de médecins que partout ailleurs?

Je ne touche pas un article qui cependant devrait être le principal, où trouverez-vous autant d'amitié? Vous diriez que c'est mon intérêt qui me fait parler. Eh bien, pourquoi ne parlerai-je pas? ne suis-je pas la personne qui vous aime le plus? avez-vous nulle part une place fixe que l'on vous réserve et qu'on ne laisse prendre à nul autre? personne prend-t-il plus d'intérêt à votre santé, à votre fortune, enfin à tout ce qui vous regarde? vous mettez des conditions à votre retour, vous voulez que je m'engage à passer deux mois cet hiver à Chanteloup; oh, j'y consens

très volontiers; venez, venez, et nous arrangerons notre voyage, vous déciderez du tems. Le grand Abbé est ici, je lui ai fait lire votre lettre, il m'a pressé d'y répondre, et de consentir aux conditions que vous proposez. Il croit déjà vous voir à Chanteloup. J'y ai un tonneau comme à St. Joseph; on établira à coté une petite chaise, que tout ceci ne soit pas de vos chateaux en Espagne, hâtez-vous de les venir réaliser. L'abbé restera encore ici sept ou huit jours. Si je n'étais pas si paresseuse, je vous raconterois mille choses qui pourroient vous amuser, mais rien ne m'ennuye tant que de dicter, j'aime encore mieux raconter, quoique je m'en acquitte fort mal, venez donc écouter tout ce que j'ai à vous apprendre.

Vous ne saurez rien par moi du général Coke, il ne m'a point écrit et ne m'a pas donné signe de vie depuis qu'il est à Spaa, nous nous aimions cependant beaucoup avant son départ, j'en ai été surprise, mais actuellement je m'y accoutume.

Je vous conseille d'écrire à l'abbé, je suis persuadé qu'il vous aime, je crois facilement qu'on a ce sentiment pour vous.

Herr von Gleichen forſchte aus Neigung für das Wunderbare nach allen Dingen, die ihm außerordentlich und unbegreiflich ſchienen, und wir finden mannigfaltige Spuren in ſeinen hinterlaſſenen Handſchriften, welche uns beweiſen, daß er in Verbindung mit denjenigen Secten und Perſonen ſtand, welche, wie er, den Wunſch hegten, in die verborgenſten Geheimniſſe der Natur einzudringen, und zum Theil den Anſpruch aufſtellten, dieſen Zweck erreicht zu haben.

Er ſcheint Freimaurer, Roſenkreuzer ꝛc. ꝛc. geweſen zu ſein, obgleich ſich in ſeinen Papieren keine Beweiſe hiervon vorfinden. Folgende Aufſätze dürften daher hier an ihrem Orte ſein.

Wir fangen mit demjenigen an, welcher über den Herrn von St. Germain ſich in den Notices biographiques Seite 69—84 gedruckt findet.

## SAINT GERMAIN.

Le penchant pour le merveilleux inné à tous les hommes en général, mon goût particulier pour les possibilités, l'inquiétude de mon scepticisme habituel, mon mépris pour

ce que nous savons et mon respect pour ce que nous ignorons, voilà des mobiles qui m'ont engagé à voyager durant une grande partie de ma vie, dans les espaces imaginaires. Aucun de mes voyages ne m'a fait autant de plaisir; j'ai été absent pendant bien des années, et suis très fâché de devoir maintenant rester chez moi.

Bien persuadé, qu'on ne peut être constamment heureux qu'en poursuivant de près un bonheur, qui s'échappe sans cesse, sans jamais se laisser atteindre, je suis moins fâché de n'avoir rien trouvé de ce que je cherchais, que de ne plus savoir où aller et de n'avoir plus ni conducteur ni compagnon de voyage.

Je suis seul, sédentaire dans des châteaux en Espagne, que j'élève et que je détruis comme un enfant qui bâtit et renverse ses châteaux de cartes.

Mais pour varier mes plaisirs, et pour rafraîchir mon imagination, je vais me retracer les souvenirs de quelques-uns des personnages principaux, que j'ai rencontrés dans mes voyages, qui m'ont guidé, logé, nourri, et qui m'ont procuré des jouissances pas moins réelles, que tant d'autres qui sont passées et qui n'existent plus.

Je commence par le célèbre St. Germain, non seulement parcequ'il a été pour moi le premier en date, mais aussi le premier dans son genre.

Revenant à Paris en 1759, je fis une visite à la veuve du chevalier Lambert, que j'avais connu précédemment, et y vis entrer après moi un homme de taille moyenne, très robuste, vêtu avec une simplicité magnifique et recherché; il jeta son chapeau et son épée sur le lit de la maîtresse du logis, se plaça dans un fauteuil près du feu et inter-

rompit la conversation en disant à l'homme qui parlait: „Vous ne savez ce que vous dites, il n'y a que moi, qui puisse parler sur cette matière, que j'ai épuisée tout comme la musique, que j'ai abandonnée, ne pouvant plus aller au delà."

Je demandai avec étonnement à mon voisin, qui était cet homme là, et il m'apprit que c'était le fameux Mr. de St. Germain, qui possédait les plus rares secrets, à qui le Roi avait donné un appartement à Chambord, qui passait à Versailles des soirées entières avec S. Majesté et Mde. de Pompadour, et après qui tout le monde courait, quand il venait à Paris. Mde. Lambert m'engagea à dîner pour le lendemain, ajoutant avec une mine glorieuse, que je dînerais avec M. de St. Germain, lequel, par parenthèse, faisait la cour à une de ses filles et logeait dans la maison.

L'impertinence du personnage me retint longtems dans un silence respectueux à ce dîner, enfin je hasardais quelques propos sur la peinture, et m'étendis sur différents objets que j'avais vus en Italie; j'eus le bonheur de trouver grace aux yeux de M. de St. Germain; il me dit: „Je suis content de vous, et vous méritez, que je vous montre tantôt une douzaine de tableaux, dont vous n'aurez pas vu de pareils en Italie." Effectivement il me tint presque parole, car les tableaux, qu'il me fit voir, étaient tous marqués à un coin de singularité ou de perfection, qui les rendaient plus intéressants, que bien des morceaux de la première classe, surtout une sainte famille de Morillos, qui égalait en beauté celle de Raphaël, à Versailles; mais il me montra bien autre chose, c'était une quantité de pierreries et surtout des diamans de couleur, d'une grandeur et d'une perfection surprennante.

Je crus voir les trésors de la lampe merveilleuse. Il y avait entre autres une opale d'une grosseur monstrueuse et un saphir blanc de la taille d'un oeuf, qui effaçait par son éclat celui de toutes les pierres de comparaison, que je mettais à côté de lui. J'ose me vanter de me connaître en bijoux, et je puis assurer que l'oeil ne pouvait découvrir aucune raison pour douter de la finesse de ces pierres d'autant plus qu'elles n'étaient point montées.

Je restai chez lui jusqu'à minuit et le quittai son très-fidelle sectateur. Je l'ai suivi pendant six mois avec l'assiduité la plus soumise, et il ne m'a rien appris, si non à connaître la marche et la singularité de la charlatanerie. Jamais homme de sa sorte n'a eu ce talent d'exciter la curiosité et de manier la crédulité de ceux qui l'écoutaient. Il savait dorer le merveilleux de ses récits, suivant la réceptibilité de son auditeur; quand il racontait à une bête un fait du tems de Charles quinc, il lui confiait tout cruement, qu'il y avait assisté, et quand il parlait à quelqu'un de moins crédule, il se contentait de peindre les plus petites circonstances, les mines et les gestes des interlocuteurs, jusqu'à la chambre et la place, qu'ils occupaient, avec un détail et une vivacité qui faisait l'impression d'entendre un homme, qui y avait réellement été présent.

Quelquefois en rendant un discours de François premier, ou de Henri VIII, il contrefaisait la distraction et disant: „le roi se tourna vers moi“ ..... il avalait promptement le *moi* et continuait avec la précipitation d'un homme qui s'est oublié, „vers le Duc un tel“.

Il savait en général l'histoire minutieusement et s'était composé des tableaux et des scènes si naturellement re-

présentés, que jamais témoin oculaire n'a parlé d'une aventure récente, comme lui de celles des siècles passés.

„Ces bêtes de Parisiens, me dit-il un jour, croyent que j'ai 500 ans, et je les confirme dans cette idée, puisque je vois que cela leur fait tant de plaisir; ce n'est pas que je ne sois infiniment plus vieux que je ne parais" — car il souhaitait pourtant que je fusse sa dupe jusqu'à un certain point. Mais la bêtise de Paris ne s'en tint pas à ne lui donner quelque peu de siècles: elle est allée jusqu'à en faire un contemporain de Jésus Christ, et voici ce qui a donné lieu à ce conte.

Il y avait à Paris un homme facétieux nommé Milord Gower, parcequ'il contrefaisait les Anglais supérieurement; après avoir été employé dans la guerre de 7 ans par la cour comme espion à l'armée anglaise, les courtisans se servaient de lui à Paris pour jouer toutes sortes de personnages déguisés et pour mystifier les bonnes gens: or ce fut ce Milord Gower que des mauvais plaisans menèrent dans le marais sous le nom de M. de St. Germain, pour satisfaire la curiosité des dames et des badauds de ce canton de Paris, plus aisé à tromper que le quartier du Palais royal; ce fut sur ce théâtre que notre faux adepte se permit de jouer son rôle, d'abord avec un peu de charge, mais voyant qu'on recevait tout avec admiration, il remontat de siècle en siècle jusqu'à Jésus Christ, dont il parlait avec une familiarité si grande, comme s'il avait été son ami.

„Je l'ai connu intimément, disait-il, c'était le meilleur homme du monde, mais romanesque et inconsidéré; je lui ai souvent prédit qu'il finirait mal." Ensuite notre acteur s'étendait sur les services qu'il avait cherché à lui rendre par l'intercession de Mde. Pilate, dont il fréquentait la maison

journellement. Il disait avoir connu particulièrement la St. Vierge, St. Elisabeth, et même St. Anne sa vieille mère. —

„Pour celle-ci, ajoutait-il, je lui ai rendu un grand service après sa mort; sans moi elle n'aurait jamais été canonisée; pour son bonheur je me suis trouvé au concile de Nicée, et comme je connaissais beaucoup plusieurs des Evêques, qui le composaient, je les ai tant prié, leur ai tant répété, que c'était une si bonne femme, que cela leur coûterait si peu d'en faire une sainte, que son brevet lui fut expedié."

C'est cette facétie si absurde et répétée à Paris assez sérieusement, qui a valu à M. de St. Germain le renom de posséder une médecine, qui rajeunissait et rendait immortel; ce qui fit composer le conte bouffon de la vieille femme de chambre d'une dame, qui avait caché une phiole pleine de cette liqueur divine, la vieille soubrette la déterra et en avala tant, qu'à force de boire et de rajeunir, elle redevint petit enfant.

Quoique toutes ces fables et plusieurs anecdotes débitées sur l'âge de M. de St. Germain, ne méritent ni la croyance ni l'attention des gens sensés, il est pourtant vrai, que le recueil de ce que des personnes dignes de foi m'ont attesté sur la longue durée et la conservation presqu' incroyable de sa figure, a quelque chose de merveilleux. J'ai entendu Rameau et une vieille parente d'un ambassadeur de France à Venise, assurer, y avoir connu Mr. de St. Germain en 1710 ayant l'air d'un homme de 50 ans. En 1759 il paraissait en avoir soixante, et alors Mr. Merin, depuis mon secrétaire d'ambassade, de la véracité duquel je puis répondre, renouvellant chez moi sa connaissance faite en 1735 dans un voyage d'Hollande, s'est prodigieusement emerveillé,

de ne le pas trouver vieilli d'une année. Toutes les personnes, qui l'ont connu depuis, jusqu'à sa mort, arrivée à Schleswig en 1780, si je ne me trompe, et que j'ai questionnées sur les apparences de son âge, m'ont toujours répondu, qu'il avait eu l'air d'un sexagénaire bien conservé.

Voilà donc un homme de 50 ans qui n'a vieilli que de 10 ans dans l'espace de 70 ans, et une notice, qui me parait la plus extraordinaire et la plus remarquable de son histoire.

Il possédait plusieurs secrets chimiques, surtout pour faire des couleurs, des teintures et une espèce de similor d'une rare beauté; peut-être même était-ce lui, qui avait composé ces pierreries, dont j'ai parlé, et dont la finesse ne pouvait être démentie que par la lime. Mais je ne l'ai jamais entendu parler d'une médecine universelle.

Il vivait d'un grand régime, ne buvait jamais en mangeant, se purgeait avec des follicules de séné, qu'il arrangeait lui-même, et voilà tout ce qu'il conseillait à ses amis, qui le questionnaient sur ce qu'il fallait faire pour vivre longtems. En général il n'annonçait jamais, comme les autres charlatans, des connaissances surnaturelles.

Sa philosophie était celle de Lucrèce; il parlait avec emphase mistérieuse des profondeurs de la nature, et ouvrait à l'imagination une carrière vague, obscure et immense sur le genre de sa science, ses trésors et la noblesse de son origine.

Il se plaisait à raconter des traits de son enfance, et se peignait alors environné d'une suite nombreuse, se promenant sur des terrasses magnifiques dans un climat délicieux, comme s'il aurait été le Prince héréditaire d'un roi de Grénade du tems des Maures. Ce qui est bien vrai, c'est

que personne, aucune police n'a jamais pu découvrir qui il était, pas même sa patrie.

Il parlait fort bien l'allemand et l'anglais, le français avec un accent piémontais, l'italien supérieurement, mais surtout l'espagnol et le portugais sans le moindre accent.

J'ai ouï dire qu'entre plusieurs noms allemands, italiens et russes, sous lesquels on l'a vû paraître avec éclat dans différens pays, il avait aussi porté anciennement celui de Marquis de Montferrat. Je me rappelle que le vieux Baron de Stosch m'a dit à Florence, avoir connu, sous le règne du Régent, un marquis de Montferrat, qui passait pour un fils naturel de la veuve de Charles II retirée à Baïonne et d'un banquier de Madrid.

Mr. de St. Germain fréquentait la maison de Mr. de Choiseul, et y était bien reçu; nous fûmes donc fort étonnés d'une violente sortie que ce ministre fit à sa femme au sujet de notre héros.

Il lui demanda brusquement, pourquoi elle ne buvait pas? et elle, lui ayant répondu, qu'elle pratiquait, ainsi que moi, le régime de Mr. de St. Germain avec bon succès; Mr. de Choiseul lui dit: „Pour ce qui est du Baron, à qui j'ai reconnu un goût tout particulier pour des aventuriers, il est le maître de choisir son régime, mais vous, Madame, dont la santé m'est précieuse, je vous défends, de suivre les folies d'un homme aussi équivoque." Pour couper une conversation, qui devenait embarrassante, le baillif de Solar demanda à Mr. de Choiseul, s'il était vrai, que le gouvernement ignorait l'origine d'un homme, qui vivait en France sur un pied si distingué?

„Sans doute que nous le savons, reliqua Mr. de Choiseul (et ce ministre ne disait pas vrai), c'est le fils d'un

juif portugais, qui trompe la crédulité de la ville et de la cour. Il est étrange, ajouta-t-il en s'échauffant d'avantage, qu'on permette que le Roi soit souvent presque seul avec un tel homme, tandis qu'il ne sort jamais qu'environné de gardes, comme si tout était rempli d'assassins." Ce mouvement de colère provenait de sa jalousie contre le Maréchal de Belle-isle, dont St. Germain était l'âme damnée, et auquel il avait donné le plan et le modèle de ses fameux bateaux plats, qui devaient servir à une descente en Angleterre.

La suite de cette inimitié et les soupçons de Mr. de Choiseul se développèrent peu de mois après. Le Maréchal intriguait sans cesse pour se faire l'auteur d'une paix particulière avec la Prusse et pour rompre le système de l'alliance entre l'Autriche et la France, sur lequel était fondé le crédit du Duc de Choiseul. Louis XV et Mde. de Pompadour désiraient cette paix particulière. St. Germain leur persuada de l'envoyer à la Haye au Duc Louis de Brunswick, dont il se disait l'ami intime, et promit de réussir par ce canal, dans une négociation dont son éloquence présentait les avantages sous l'aspect le plus séduisant.

Le Maréchal dressa les instructions, le Roi les remit lui-même avec un chiffre à Mr. de St. Germain, qui étant arrivé à la Haye, se crût assez autorisé pour trancher du Ministre. Son indiscrétion fit, que Mr. d'Affry, alors ambassadeur en Hollande, pénétra le secret de cette mission, et fit par un courier, qu'il envoya, des plaintes amères à Mr. de Choiseul de ce qu'il exposait un ancien ami de son père et la dignité du caractère d'ambassadeur à l'avanie de faire négocier la paix, sous ses yeux, sans l'en instruire, par un étranger obscur.

Mr. de Choiseul renvoya le courier sur le champ, ordonnant à Mr. d'Affry d'exiger avec toute l'énergie possible des états généraux que Mr. de St. Germain lui soit livré, et cela fait, de l'adresser, pieds et poins liés, à la Bastille. Le jour d'après Mr. de Choiseul produisit au Conseil la dépêche de Mr. d'Affry, il lût ensuite la réponse, qu'il lui avait faite, puis promenant ses régards avec fierté autour de ses collégues, et fixant alternativement le Roi et Mr. de Belle-isle, il ajouta: „Si je ne me suis pas donné le tems de prendre les ordres du Roi, c'est parceque je suis persuadé que personne ici ne serait assez osé de vouloir négocier une paix à l'insçu du ministre des affaires étrangères de Votre Majesté!"

Il savait que ce Prince avait établi et toujours soutenu le principe, que le ministre d'un département ne devait pas se mêler des affaires d'un autre.

Il arriva delà ce qu'il avait prévû, le Roi baissa les yeux comme un coupable, le Maréchal n'osa pas dire le mot, et la démarche de Mr. de Choiseul fut approuvée; mais Mr. de St. Germain lui échappa; L. H. P. après avoir fait valoir beaucoup leur condescendance, envoyèrent une garde nombreuse pour arrêter Mr. de St. Germain, qu'on avait averti secrètement et qui s'enfuit en Angleterre.

J'ai quelques données qui me font croire, qu'il en répartit bientôt pour se rendre à Petersbourg; delà il apparut à Dresde, à Venise et à Milan, négociant avec les gouvernemens de ces pays pour leur vendre des secrets de teintures, et pour entreprendre des fabriques. Il avait alors l'air d'un homme qui cherche fortune, et fut arrêté dans une petite ville du Piémont pour une lettre de change échue; mais il

étala pour plus de 100,000 écus d'effets au porteur, paya sur le champ, traita le Gouverneur de cette ville comme un nègre, et fut relaché avec les excuses les plus respectueuses.

En 1770 il reparût à Livourne, portant un nom russe et l'uniform de Général, traité par le Comte Alexis Orlof avec une considération, que cet homme fier et insolent n'avait pour personne, et qui me parait avoir un grand rapport avec un propos du Prince Grégoire son frère tenu au Margrave d'Anspach.

St. Germain s'était établi quelques années après chez ce dernier et l'ayant engagé à aller avec lui voir ce favori fameux de Cathérine II, qui passait à Nuremberg, celui-ci dit tout bas au Margrave, en parlant de St. Germain, à qui il faisait le plus grand accueil: „Voilà un homme qui a joué un grand rôle dans notre révolution."

Il était logé à Triesdorf et y vivait à discrétion avec une insolence impérieuse, qui lui allait à merveille, traitant le Margrave comme un petit garçon; quand il lui faisait humblement des questions sur sa science, la réponse était: „vous êtes trop jeune, pour qu'on vous dise ces choses-là." Pour s'attirer encore plus de respect dans cette petite cour, il montrait de tems en tems des lettres du grand Frédéric. „Connaissez-vous cette main et ce cachet?" disait-il au Margrave, en lui montrant la lettre dans son enveloppe. Oui, c'est le petit cachet du Roi. — „Eh bien, vous ne saurez pas ce qu'il y a dedans," et puis il remettait la lettre dans sa poche.

Ce prince prétend, s'être assuré que les pierres précieuses de Mr. de St. Germain étaient fausses, ayant trouvé

moyen d'en faire toucher une par la lime de son joaillier, qui fut aposté au passage du diamant qu'il s'agissait de montrer à la Margrave, qui était au lit, car St. Germain avait grand soin de ne pas perdre ses pierreries de vue.

Enfin cet homme extraordinaire est mort près de Schleswig chez le Prince Charles de Hesse, qu'il avait entièrement subjugué et engagé dans des speculations, qui ont mal réussi.

Durant la dernière année de sa vie, il ne se faisait servir que par des femmes, qui le soignaient et dorlotaient comme un autre Salomon, et après avoir perdu insensiblement ses forces, il s'est éteint entre leurs bras.

Toutes les peines que les amis, les domestiques et même les frères de ce prince se sont données pour arracher de lui le secret de l'origine de Mr. de St. Germain, ont été inutiles; mais ayant hérité tous ses papiers et reçu les lettres arrivées depuis au défunt, le prince doit être mieux instruit sur ce chapitre que nous, qui vraisemblablement n'en apprendrons jamais d'avantage, et une obscurité si singulière, est digne du personnage *).

Wenn Gleichen am Schluſſe ſeiner Angaben anführt, St. Germain ſei in Schleswig im Hauſe des Prinzen Carl von Heſſen geſtorben, ſo fand deſſen Tod 1780 wol daſelbſt ſtatt; allein wenn er vorausſetzt, daß dieſer Fürſt, der bekannt-

*) In den „Mélanges d'histoire et de litérature. Paris 1817", welche aus der Feder eines Engländers, Namens Quintin Crawford, der lange Jahre in Frankreich und in Verbindung mit den berühmteſten und unterrichtetſten Männern ſeiner Zeit lebte, gefloſſen ſind, finden ſich S. 370, 401 und 408 ungefähr dieſelben Angaben, die Gleichen hier beibringt.

lich ein sehr hohes Alter erreichte, im Stande gewesen sei, über jenen geheimnißvollen Mann glaubhafte Aufklärungen zu ertheilen, so müssen wir dies bezweifeln. Prinz Carl von Hessen blieb bis an das Ende seines Lebens geneigt, an alles Wunderbare zu glauben, ohne in gründliche Prüfung einzugehen, und wir können nur beklagen, daß wol niemals dies interessante Problem werde gelöst werden. –

Dieſem Aufſatze laſſen wir einen ähnlichen über Caglioſtro folgen.

Es ſcheint überflüſſig, unſeren Leſern in Erinnerung zu bringen, wer Caglioſtro war. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er in dem römiſchen Staatsgefängniſſe zu St. Leo im Kirchenſtaate im Sommer 1795 geſtorben ſei. Der Verfaſſer der oft gedachten Notices biographiques erzählt gelegentlich bei Erwähnung von Gleichen's feinem Sinn des Geſchmackes: „er habe einſt in Straßburg mit ihm zu Abend geſpeiſt, und da er kurz vorher von Caglioſtro eine ſeiner Pillenſchachteln erhalten, ſo habe er ihm vorgeſchlagen, ſolche mit ihm zu koſten. Auf ſeine Weigerung habe Gleichen eine Pille von einander geſchnitten, im Munde zergehen laſſen, 10 verſchiedene Subſtanzen darin entdeckt, deren Gegenwart durch das von Caglioſtro ſelbſt mitgetheilte Recept beſtätigt wurde."

## CAGLIOSTRO.

On a assez dit de mal de Cagliostro, je veux en dire du bien. Je pense que cela vaut toujours mieux, tant qu'on le peut et au moins n'ennuierai-je pas par des redites.

Cagliostro était petit, mais il avait une fort belle tête; elle aurait pu servir de modèle pour représenter la figure d'un poète inspiré. Il est vrai que son ton, ses gestes et ses manières étaient celles d'un charlatan plein de jactance, de prétentions et d'impertinence, mais il faut considérer, qu'il était Italien, médecin donnant des audiences, soi-disant Grand-maître Franc-maçon et professeur des sciences occultes. Au demeurant, sa conversation ordinaire était agréable et instructive, ses procédés nobles et charitables et ses traitements curatifs jamais malheureux et quelquefois admirables: il n'a jamais pris un sol de ses malades.

Je l'ai vu courir, au milieu d'une averse, avec un très bel habit, au secours d'un mourant, sans se donner le tems de prendre un parapluie, et j'ai vérifié trois cures merveilleuses qu'il a faites à Strasbourg dans les trois genres, où l'art des Français excelle.

Un bas-officier déclaré incurable d'une mauvaise maladie, et qui avait été un cadavre hideux, m'a été montré par son Capitaine; il était gros et gras et parfaitement rétabli par Cagliostro.

Le secrétaire de Mr. de Lasalle, Commandant à Strasbourg, se mourant de la gangrène à la jambe et abandonné de tous les chirurgiens, a été guéri par Cagliostro.

Une femme en travail ayant été condamnée par les accoucheurs à une mort certaine, sans promettre qu'ils sauveraient l'enfant, on fit appeler Cagliostro qui assura qu'il la délivrerait avec le succès le plus complet, et il tint parole. Il m'a avoué que sa promesse avait été téméraire; mais que le pouls du cordon ombilical l'ayant convaincu que l'enfant était en parfaite santé, et voyant qu'il ne manquait à la femme, que des forces pour accoucher, il s'était fié à la

vertu d'un remède singulièrement confortatif qu'il possédait, et qu'enfin il avait été plus heureux que sage.

Son bonheur ou sa science en médecine a dû lui attirer la haine et la jalousie des médecins, acharnés entre eux autant que les prêtres, quand ils se persécutent.

Voilà des ennemis dangereux, qui l'ont le plus décrié en France, en Pologne et en Russie. Ici je me rappelle un défi plaisant que Cagliostro a fait au médecin du Grand-Duc Paul. Ce docteur l'avait appelé en duel. Cagliostro lui dit, que chacun avait le droit de ne se battre qu'avec les armes de son état, et que comme il s'agissait de prouver la supériorité de leur science réciproque, il lui proposait de s'entre empoisonner; qu'en conséquence il lui offrait une pilule à avaler; qu'il en ferait autant de celle, que son adversaire lui donnerait, et que celui qui aurait le meilleur contrepoison serait le vainqueur. La haine qu'on portait au Cardinal de Rohan, avec lequel il était extrêmement lié, a aussi fortement réjailli sur lui, et son nom a été mêlé dans l'histoire du collier, mais sans aucunes preuves. Qu'on joigne à la calomnie de tant d'ennemis positifs la malveillance des hommes, qui aiment en général à croire et à répéter plutôt le mal que le bien, et on verra, qu'il est au moins possible qu'un inconnu excitant l'envie plus que la pitié ait été opprimé par la médisance.

Tout ce que je puis attester, c'est que ses disciples lui sont restés fidèles, autant que les élèves des Jésuites à leurs maîtres, que ceux qui ont beaucoup vécû avec lui, m'en ont beaucoup dit du bien, et personne du mal, avec des preuves convainquantes.

S'il a trompé en qualité d'adepte, il n'a fait que son métier et même plus noblement que tant d'autres personna-

ges plus respectables que lui: car il donnait gratis à ceux, qui avaient faim, la nourriture qu'ils lui demandaient.

La charité, même mal employée, est pour le moins excusable. Sa Loge égiptienne en valait bien une autre, car il a tâché de la rendre plus merveilleuse et plus honorable qu'aucune Loge européenne. Elle offrait plus de charges de Grands-Officiers, que n'en avait la couronne de France et dans le dernier grade il y avait l'apparition d'un ange derrière un paravent avec un petit garçon, auquel cet ange révélait tout ce que le premier lui demandait à la requête des spectateurs du paravent. Comme Cagliostro choisissait un enfant de beaucoup d'esprit, on a toujours été merveilleusement étonné de la sagacité de ses réponses.

La mauvaise conduite de la femme de Cagliostro lui a aussi attiré des reproches, même celui d'en être le complice; mais pour quoi supposer sans preuves qu'un mari soit content lorsqu'il est ..... battu!?

Ce qui a le plus occupé la curiosité du public, a été de découvrir d'où Cagliostro pouvait tirer tout l'argent qu'il dépensait, car il n'avait point de banquier, qui lui en fournissait, il n'en recevait jamais par la poste, on ne lui connaissait aucuns biens, ni en terre, ni en porte-feuille, et pourtant sa dépense annuelle à Strasbourg était évaluée a 30,000 francs, et celle de Paris à près de cent mille.

Voilà un mistère, qui n'a jamais été pénétré, et il est juste qu'un homme extraordinaire laisse après lui quelque chose à deviner. On a crû que c'est le Cardinal, qui lui a donné tout cet argent, et qu'il n'a jamais voulu s'en vanter; c'est ce qu'il y a de plus probable, car rien n'est plus faux que le profit, qu'on disait, que Cagliostro tirait de ses médecines en partageant avec son apothicaire. Cagliostro donnait

gratis toutes les médecines qu'il composait lui-même, et l'apothicaire ne vendait que des pilules à un petit écu chaque boête: or j'en ai donné la recette dont l'auteur m'avait gratifié, à un apothicaire d'Allemagne, lequel m'en a demandé le double pour la même quantité.

Caglioſtro hieß urſprünglich Giuſeppe Balſamo und war 1743 zu Palermo geboren. In Rom vermählte er ſich mit Laurenza Feliciani, dann fing er ſeine mediciniſche und cabbaliſtiſche Laufbahn an.

Er wurde 1785 in die berühmte Halsbandgeſchichte verwickelt, feſtgeſetzt, jedoch von aller Schuld freigeſprochen. 1789 wurde er in Rom in Unterſuchung genommen und den 7. April 1791 wegen Ketzerei und Verſuch der Zauberei zum Tode verurtheilt.

Dieſe Strafe verwandelte der Papſt Pius VI. in lebenslängliches Gefängniß; er wurde, wie ſchon geſagt, in's Fort St. Leo gebracht, und ſtarb daſelbſt 1795.

Wahrſcheinlich hatte Gleichen keine Kenntniß von dem Buche gehabt, welches in Rom im Jahre 1791 unter folgendem Titel: „Compendio della vita e delle gesta di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro" gedruckt wurde, und in der stamperia della Rev. Cam. Apost. noch zu finden iſt.

Wir bringen in die Reihenfolge dieſer Aufſätze denjenigen, der den berühmten Lavater betrifft, und hätten faſt Anſtand genommen, Gleichen's Urtheil über einen berühmten, allgemein geachteten Gelehrten und Geiſtlichen jenen zwei notoriſch berüchtigten Fantaſten St. Germain und Caglioſtro folgen zu laſſen; allein Lavater war ein Mann, deſſen Einbildungskraft lebhafter war, als deſſen Urtheil, und ſelbſt der Verfaſſer der Betrachtungen über ihn ſcheint davon überzeugt, ſo leicht dieſer ſelbſt ſich dem Eindrucke ſeiner Imagination überließ.

## LAVATER.

„Nul n'est prophète dans son pays.“ Ce proverbe a été démenti par Lavater. Il est impossible, d'être plus aimé ni plus révéré, qu'il l'a été dans toute la Suisse. Son nom était connu et chéri jusque dans les montagnes les plus inaccessibles; on venait de là chercher conseils et secours auprès de lui (souvent au milieu de la nuit), et toujours on trouvait assistance et consolation.

S'il a eu quelques ennemis à Zurich, c'est qu'il était membre d'une ville divisée par l'animosité de deux partis,

et que l'envie républicaine n'avait pas même épargné Aristide. Mais il a trouvé dans les pays étrangers bien d'autres envieux plus injustes, que sa célébrité et ses opinions particulières, promulguées avec une confiance trop ingénuë, lui ont attirés.

La source de son esprit et de son imagination était dans son coeur, par conséquent fort différente de celle, qui n'était, que dans la tête de ses adversaires, et sa candeur donnait beau jour à la malignité.

J'ai beaucoup examiné Lavater par les lunettes de ses amis, par celles de ses ennemis et par les miennes; en voici le résultat, au moins pour ma persuasion.

Si on accorde aux actions plus de valeur qu'aux paroles et aux écrits, Lavater a été l'homme le plus estimable de son tems; car personne n'a fait plus de bien dans sa sphère que lui en faisait du matin au soir. C'était son métier, il était ouvrier habile et diligent en bienfaisances, mettant toutes ses heures et toutes ses liaisons à profit, pour rendre service aux malheureux et pour secourir les indigens.

Comme il n'était nullement riche, car il est mort fort obéré *), il s'était créé un cercle d'âmes dévotes, qui avait l'air d'une secte, mais qui se distinguait de toute autre par

*) Sa digne veuve, encore vivante, a souvent été en peine de son avenir; mais il la tranquilisa chaque fois en l'assurant que la Providence ne l'abandonnerait jamais. Cette prédiction a été merveillensement accomplie; on dirait que la bénédiction de cet excellent mortel repose encore sur sa famille, qui forme un ensemble digne d'amour et de respect. Montaigne en parlant du dernier jour de la vie, dit: „C'est le maître jour, c'est le jour juge de tous les autres: C'est le jour, dit un ancien, qui doit juger de toutes nos années passées." Personne n'a mieux que Lavater soutenue l'épreuve de cette pierre de touche. Lavater mourant et exhalant son âme en prières, a prouvé que sa doctrine émanait de son coeur et a mis par là le cachet le plus sublime sur la vie la plus pure. Note d. Verf.

ses bonnes oeuvres et l'amour de Dieu réalisé dans celui du prochain. Dépuis il avait imaginé un atelier de charité, où toutes sortes de petits ouvriers gagnaient du pain, à faire mille petits niaiseries ingénieuses et élégantes, qu'il savait vendre à leur profit.

Son talent d'auteur a été le moindre de ses mérites, sa conversation valait mieux, mais ses actions étaient bien au-dessus de l'une et de l'autre. Son ouvrage le plus critiqué, est, sa „Phisionomie." Il a eu le sort de tous les nouveaux systèmes, de causer d'abord trop d'engouement et de finir par être déchiré sans pitié.

Les mérites principaux de ce livre sont les estampes et le style, mais il me semble qu'on a un grand tort de traiter des assertions conjecturales comme des vérités scientifiques. De tous les écrits de Lavater c'est son „Journal" qui, a mon gré, lui a fait le plus d'honneur. Il contient des confessions d'une âme pure, qui aspire à la plus grande perfection et une méthode de scruter sa conscience bien instructive, mais bien difficile à pratiquer avec autant de sévérité et d'ouverture de coeur. Il faut être bien juste, pour oser coucher sur le papier toutes ses pensées les plus secrettes et encore plus, pour les faire imprimer. Je doute qu'aucun des ennemis de Lavater aurait le courage de publier celles, qu'il a eu en l'accusant d'être Jésuite. Sa conversation était bien plus agréable que ses écrits; variée par les avantages du discours animé, elle devenait particulièrement touchante et pleine d'onction, quand il s'agissait d'instruire ou de consoler.

De plus elle était extrêmement nourrie, étant concentrée par l'économie, que Lavater mettait à son loisir, et infiniment instructive, agréable et variée par la multi-

plicité de ses connaissances et par son goût exquis dans les arts.

Je n'ai guères rencontré quelqu'un, qui m'ait donné plus de satisfaction que lui, en dissertant sur la peinture. Il avait un sentiment si profond de la beauté, un coup d'oeil si juste et un tact si délicat, que j'en ai été émerveillé de la part d'un homme, qui n'avait jamais été ni en France, ni en Italie.

Le talent pour la peinture lui paraissait inné, car, sans avoir jamais manié le pinceau, ni même dessiné, il savait guider la main peu habile d'un jeune artiste, d'une manière surprenante, et produisait avec ses teinturiers, par ses avis intelligens, des ouvrages vraiment charmans.

En général tout en lui était marqué au coin de la finesse, jusqu'à sa phisionomie effilée et jusque au bout de son nez pointû; il appercevait l'indéfinissable dans la perfection, et il découvrait les imperfections les plus cachées. Mais malgré tant de mérites et d'ornemens, qui distinguaient sa conversation, ses actions, je le répète, étaient au-dessus de tout; et lorsque je les considère, il me parait, que cet homme si moralement fertile ressemble à un arbre, qui a produit d'assez belles feuilles et des fleurs délicieuses pour ceux, qui étaient sous son ombre; mais surtout des fruits admirables tant par leur nombre que par leur utilité.

La vanité et l'amour du merveilleux sont les défauts qu'on a particulièrement reprochés à Lavater, et desquels il n'était pas entièrement exempt, mais que ses ennemis ont trop exagérés et même calomniés. Cette vanité, qu'ils ont maltraitée si cruellement, était pourtant si douce, qu'elle ne pouvait guères blesser qu'eux, qui étaient jaloux de n'être pas fêtés comme lui: elle était dépouillée d'orgueil, de pré-

tentions et de vanterie; fondée sur le sentiment involontaire et assez juste des mérites de son coeur, et sur la jouissance séduisante de l'affection, qu'on lui témoignait; il s'abandonnait à la complaisance de se laisser caresser, admirer et traiter avec confiance par l'amitié. S'il courait quelquefois après la consideration, qui donne du crédit, s'il cultivait soigneusement ses liaisons avec les *grands*, c'était pour rendre service aux *petits*.

Ce n'était pas les honneurs qu'on lui rendait, qui le flattaient, mais l'amour qu'on lui témoignait: ce n'était pas les Princes qu'il recherchait, mais les moyens d'étendre ses charités!

Une telle vanité n'est-elle pas bien pardonnable? on pourrait presque s'en vanter.

Lavater avait trop d'esprit pour se contenter de ce que nous savons, trop d'imagination pour résister aux charmes des possibilités, et trop de foi religieuse pour ne pas croire facilement tout ce qu'il trouvait dans les traditions chrétiennes et qui avait quelque rapport avec ses idées favorites. Voilà la source et l'excuse de son penchant pour le merveilleux, si naturel à tous les hommes qui pensent.

Agité par un zèle sans bornes, pour secourir l'humanité il regrettait particuliérement ce don précieux, communiqué aux apôtres et à leurs disciples, de guérir les malades par l'imposition des mains

Il ne trouvait rien de ridicule ni d'impossible dans les guérisons du Père Gassner, et je serais tenté de croire, que dans un des recoins de son coeur se tenait caché un certain regret, que la réformation ait coupé se fil mistique du pouvoir spirituel attribué à l'ordination des Prêtres. Ce doute secret, son penchant pour les miracles et sa croyance à la doctrine mistérieuse de la première Eglise, l'empêchaient

de s'éloigner des Catholiques autant que ses confrères, et son amitié intime contractée avec le Docteur Sailer*), Exjésuite, qui lui ressemblait par ses lumières et ses vertus, ont produit une accusation contre lui, aussi absurde que mémorable dans l'histoire des tracasseries littéraires.

Des gens malveuillans et impudens, qui se vantaient de savoir flairer la piste des Jésuites, l'ont déclaré affilié caché des Jésuites, tandis qu'on taxait Sailer d'être protestant en secret, parcequ'il était si lié avec Lavater. Une des idées bizarres et favorites de ce dernier était, que St. Jean, l'Evangéliste, n'était point mort, qu'il se promenait encore sur la terre et qu'il pourrait peut-être avoir l'honneur de sa visite.

Il fondait son opinion sur les paroles de J. Ch., répondant à St. Pierre, jaloux de voir que Jean était excepté de la mission apostolique „si je veux, qu'il reste jusqu'à ce que je reviendrai, que t'importe!" et sur l'induction, que les disciples de J. Ch. même ont tiré de ses paroles, que St. Jean ne mourrait point.

Effectivement St. Jean ne se trouve point dans le Martirologe.

Lavater, comptant sur les promesses extraordinaires faites à la perfection de la foi, et flatté par la pureté de ses intentions et de sa conscience, il espérait que Dieu pourrait lui faire une grace particulière dans un siècle, où il avait si peu de concurrens dignes d'y prétendre. Je m'étonne qu'aucun de ses ennemis n'ait touché cette corde sensible de Lavater, pour se moquer de lui, en lui envoyant un St. Jean supposé, assez adroit pour le mistifier. Malgré tant d'amour pour les choses merveilleuses, l'esprit de La-

*) Mort évêque à Ratisbonne.

vater était plus en garde contre son imagination que contre les moqueries de ses adversaires.

J'en ai eu la preuve dans sa réponse à la lettre du Cte. de Bernstorff, qui l'appellait à Copenhague.

L'autorité bien grave du témoignage de l'homme plein de génie, de lumières et de vertu qui lui écrivait, ne l'a point empêché de rejetter de prime abord l'appât des choses extraordinaires, qu'on offrait à sa curiosité et à son jugement.

Le philosophe le plus dépouillé de préjugés, n'aurait pas désavoué les doutes et les réflexions pleines de sagesse avec lesquelles il combattait les dangers de la crédulité. Mais il est pourtant revenu assez convaincu de la vérité de ce qu'on lui avait dit à Copenhague, quoiqu'on ne l'ait pas admis à eprouver lui-même la valeur de ces mistères.

Ils consistaient en certaines révélations obscures et énigmatiques, que les initiés recevaient pendant leurs prières, et dont les solutions étaient données en songe aux personnes, avec lesquelles ils étaient en rapport intime sur ces objets.

Cette communication de lumières s'opérait de préférence entre maris et femmes, et comme c'étaient ces dernières qui donnaient les explications, le tout m'a paru une intrigue à l'aide de laquelle les femmes, ou leur directeur en chef, gouvernaient les maris.

On a assuré Lavater, que dans des circonstances très importantes on avait reçû par ces moyens miraculeux des prédictions, des éclaircissements et des conseils admirables et on en avait accordé à lui-même d'assez curieux et d'assez flatteurs, pour exciter son attente et obtenir provisoirement sa confiance.

Il n'a point voulu me dire, en quoi ces éclaircissemens consistaient, mais il m'a affirmé en avoir reçû de très vrais sur le passé et de très-étonnans sur l'avenir; tout ce qu'il ma confié avoir appris d'eux, c'est que son âme avait joué jadis plusieurs rôles considérables; qu'il avait été le Roi Josias dans le vieux testament, dans le nouveau Joseph d'Arimathée et Zwingli en dernier lieu; car ces Mrs. croyaient à la Métempsycose, et je suis fâché de n'avoir pas noté la liste fort plaisante des âmes voyageurs de plusieurs grands personnages.

Je me rappelle seulement que Frédéric II a été St. Luc. Toutefois je dois rendre la justice à Lavater, que sa conviction de la réalité des mistères, qui se célébraient en Dannemarc, a été achevée et déterminée par l'accomplissement fortuit de quelques prédictions, qui lui ont été faites, et surtout par des confirmations assez singulières de plusieurs points de cette doctrine mistérieuse, lesquelles lui ont été données par la bouche d'un somnambule.

C'était un jeune garçon de neuf à dix ans nommé Hermann, qui se trouvait dans un village près de Zurich et qui, tombé dans un somnambulisme naturel, n'avait qu'un cri après Lavater, qu'il n'avait jamais vû.

Etant allé le trouver, cet enfant non seulement l'a d'abord reconnu, mais lui a répété un grand nombre de toutes les choses qu'il avait entendues à Copenhague, ce qui, à moins d'admettre la réalité du merveilleux, ne peut s'expliquer que par la supposition, que l'indiscrétion de Lavater et de ses confidens a donné à des mauvais plaisans l'idée, de se moquer de lui par le moyen de cet enfant, qu'ils avaient sans doute endoctriné. Mais ce que je n'entreprendrai point d'expliquer, c'est, ce qu'il a écrit à une

Dame de ses amies intimes, avant qu'on ait pû prévoir les désastres de la Suisse.

Voici ce que dit cette lettre: „J'ai appris par la bouche de notre Seigneur même, que je mourrai Martir, après avoir souffert de grandes peines et vû des choses que tant de personnes désirent de voir, et qu'elles verront pour leur malheur. Puisse ma mort attester la certitude, que le Seigneur daigne parler encore aux mortels!"

Wenn uns Gleichen auch nichts Anderes hinterlaſſen hätte, als dieſen Aufſatz über Lavater, ſo müßten wir doch den Scharfſinn und die Kenntniſſe, das edle Gemüth und die vortreffliche franzöſiſche Diction, welche dieſe Betrachtungen zu einem Meiſterſtücke erheben, desjenigen bewundern, deſſen Denkwürdigkeiten wir der Oeffentlichkeit übergeben.

Wir legen nunmehr unſern Leſern eine Reihe von mehren Aufſätzen vor, welche insgeſammt in der damaligen Zeit berühmten Schwärmern oder ſchwärmeriſchen Meinungen gewidmet ſind, und fangen mit einem Manne Namens St. Martin an.

Beim Leſen dieſes Aufſatzes wird das Geſtändniß Gleichen's, welches er mit den Worten ausſpricht: „Je dois à mon talent pour la dévination de tous les livres qui traitent des sciences occultes“ Niemandem entgehen, und beſtätigt vollkommen die von uns mehrmals ausgeſprochene Meinung, wie ſehr er ſich gern Allem, was ihm geheimnißvoll und wunderbar ſchien, hingab.

## SAINT MARTIN*).

Martinez Pasqualis a été le fondateur de l'ordre mystique des Martinistes, nommés ainsi à cause de la considération,

*) Varnhagen von Enſe in ſeinen Denkwürdigkeiten, Mannheim 1837, theilt Theil 1., S. 404 über St. Martin Folgendes mit:

Ludwig Claudius von St. Martin wurde den 18. Januar 1743 zu Amboiſe geboren. Er ſtarb gegen 11 Uhr Abends den 13. Octbr. 1804

que St. Martin, l'un des sept maîtres, que leur chef avait désignés, pour propager sa doctrine après lui, avait obtenue au-dessus de ses collégues par son mérite personnel et par son livre fameux *des erreurs et de la vérité.*

Pasqualis était originairement Espagnol, peut-être de race juive, puisque ses disciples ont hérité de lui un grand nombre de manuscrits judaïques. Sa science était beaucoup moins théorique que celle de ses apôtres; il pratiquait tout franchement la Magie, tandis qu'eux s'en cachaient et la défendaient soigneusement. J'ai été fort lié avec un certain La Chevalerie, qui avait été son aide de camp favori, lequel m'a montré quelques tapis de leurs opérations magiques, et raconté plusieurs faits merveilleux, s'ils étaient vrais. Je n'en citerai qu'un: Les travaux magiques de ces Messieurs ont pour objet surtout de combattre les démons et leurs satellites sans cesse occupés à répandre des maux physiques et spirituels sur toute la nature par leur magie noire.

Les combats se font particulièrement aux solstices et aux équinoxes de part et d'autres. Ils travaillent sur des tapis crayonnés, sur lesquels ils établissent leurs citadelles, qui consistent en un grand cercle au milieu, pour le grand maître, et deux ou trois plus petits pour ses assistens. Le

---

zu Antray bei Chatillon, in dem Landhause des Senators Lenoir-Laroche, wohin er am nämlichen Tage aus Paris zum Mittageſſen gekommen war. In ſeinen „nachgelaſſenen Schriften" ſagt er vom 18. Jan. 1803: „Dieſer Tag, der meine ſechzig Jahre erfüllt, hat mir eine neue Welt eröffnet. Meine geiſtigen Hoffnungen wachſen immer mehr.

Ich nähere mich, Gott ſei es gedankt, den großen Genüſſen, die mir ſeit langer Zeit angekündigt ſind, und durch welche die Freuden aufs Höchſte ſteigen werden, von denen mein Daſein in dieſer Welt wie beſtändig begleitet geweſen."

Sein Hinſcheiden war ſanft und freudig.

chef, quoique absent, voit toutes les opérations de ses disciples, quand ils travaillent seuls, et les soutient.

Un jour me dit La Chevalerie, que je n'étais pas parfaitement pur, je combattais tout seul dans mon petit cercle et je sentais que la force supérieure d'un de mes adversaires m'accablait et que j'allais être terrassé. Un froid glacial, qui montait de mes pieds vers le coeur, m'étouffait et prêt à être anéanti, je m'élançais dans le grand cercle poussé par une détermination obscure et irrésistible.

Il me sembla en y entrant, que je me plongeai dans un bain chaud délicieux, qui remit mes esprits, et repara mes forces dans l'instant. J'en sortis victorieux, et par une lettre de Pasqualis, j'appris qu'il m'avait vû dans ma défaillance, et que c'était lui qui m'avait inspiré la pensée de me jetter dans le grand cercle de la puissance suprême.

Voilà ce que La Chevalerie m'a raconté, pénétré de la conviction la plus intime.

Il se trompait peut-être, mais son intention n'était certainement pas de me tromper.

Loin de vouloir faire de moi un prosélite, il faisait son possible pour me détourner de cette doctrine qui, disait-il, l'avait rendu fort malheureux. On l'avait excommunié à tout jamais, pour un péché sans rémission, et il ne cessait de médire de Pasqualis et de ses successeurs. Il dépeignait le premier comme un homme plein de vices et de vertus, qui se permettait tout, malgré sa sévérité pour les autres, qui prenait de l'argent de ses disciples, les escroquait au jeu et donnait ensuite leur argent au premier venû, quelquefois à un passant, qu'il ne connaissait pas; il disait à ceux, qui lui en témoignaient leur étonnement: „j'agis comme la Providence, ne m'en demandez pas d'avantage."

Passons au héros du présent article, à Mr. de St. Martin. Jeune, aimable, d'une belle figure, doux, modeste, simple, complaisant, se mettant au niveau de tout le monde, et ne parlant jamais des sciences, encore moins de la sienne, il ne ressemblait nullement à un Philosophe, plutôt à un petit Saint; car sa dévotion, son extrême réserve et la pureté de ses moeurs paraissaient quelquefois extraordinaires dans un homme de son âge; il était fort instruit, quoique dans son livre il ait parlé de plusieurs sciences d'une manière fort baroque; il s'enonçait avec beaucoup de clarté et d'éloquence, et sa conversation était fort agréable, excepté quand il parlait de son affaire, alors il dévenait pédant, mistérieux, bavard ou taciturne; crainte d'avoir trop dit, il niait le lendemain, ce dont il était convenu la veille.

Il avait des réticences insupportables, s'arrêtant tout court au moment, où l'on espérait tirer de lui un de ses secrets; car il croyait à une voix intérieure, qui lui défendait ou lui permettait de parler. Son grand principe était, que dans la route spirituelle on ne devait point troubler la marche de l'homme, qu'il suffisait de le préparer à déviner les secrets, qu'il était destiné à savoir. Aussi se donnait-il plus de peine pour éloigner ses disciples de sa science, que pour les y appeler, se croyant responsable des abus, qu'ils pourraient en faire. Son père, qui était Maire d'Amboise, l'avait mis dans le service militaire, où par sa bonne conduite, ou par le crédit de Mr. de Choiseul, Seigneur d'Amboise, il s'était avancé, en très peu de tems, au grade de Capitaine; mais entraîné par la doctrine de Pasqualis et une vocation, qui lui semblait irrésistible, il quitta brusquement le service, malgré les exhortations de ses parents, de ses amis et de son protecteur, se brouilla avec son père

et se voua aux oeuvres de sa science mystique et à la pauvreté.

Il s'était proposé de ne rien demander à son père, et réduit au pain et à l'eau, c'est en se chauffant au feu d'une cuisine de gargotte, qu'il a composé son traité *des Erreurs et de la Vérité.*

Le débit de ce livre, le premier et le meilleur qu'il a écrit, l'a aidé à subsister, jusqu'à ce que Mde. de la Croix, qui courait une carrière approchante de la sienne, l'ait recueilli chez elle. Mais bientôt ils se brouillèrent, voulant s'endoctriner l'un l'autre, et St. Martin, ayant hérité d'une tante cinquante Louis de rentes, se trouva fort riche, et publia quelques nouveaux ouvrages, qui augmentèrent son aisance; c'est alors qu'il ouvrit une petite école, et que je devins son disciple.

Tout ce qu'il m'a appris est si peu important, et je l'ai si parfaitement oublié, que je ne crains pas d'être indiscret, en parlant de sa doctrine: le peu que j'en dirai m'appartient; je le dois à l'application avec laquelle je n'ai cessé de relire son livre, à l'attention avec laquelle j'ai saisi chaque mot échappé à mon harpocrate, *et peut-être à mon talent pour la dévination de tous les livres, qui traitent de sciences occultes.*

Celui des Erreurs et de la Vérité est le seul, dont le style soit agréable et qu'on puisse lire sans dégoût. Les trois quarts de cet ouvrage sont intelligibles et les pages qu'on ne comprend pas, présentent des objets si neufs et si bizarres, qu'ils amusent l'attention et piquent la curiosité.

Bien des gens ont crû, que cet ouvrage n'avait été composé que pour ramener le monde à des idées religieuses par l'appas du merveilleux. Il est certain qu'il a produit cet

effet sur plusieurs personnes de ma connaissance et sur moi-même, mais j'ai lieu d'assurer, que c'est une introduction très savante et très détaillée à la science de la *Magie*, et qu'il renferme beaucoup de choses, dont l'auteur s'abstenait de parler dans ses leçons.

La science des nombres, qu'il a représenté sous l'emblême d'un livre à 10 feuilles, était de toutes ses connaissances celle, à laquelle il attachait le plus haut prix. Il disait l'avoir volé à son maître et qu'il ne la communiquerait jamais à personne. C'est grand dommage, car c'est sous ce voile mistérieux, qu'il a enveloppé les plus rares secrets de son ouvrage.

Tout ce qu'il avouait était, que les nombres donnaient la clef de l'essence de toutes les choses matérielles, pourvû qu'on en connût les véritables noms dans la langue primitive; que par les nombres on éprouvait les esprits de même que par *les paroles de puissance*, pour s'assurer si les uns et les autres étaient bons ou mauvais; et que tout cela s'obtenait par l'analise cabalistique de ces noms et de ces paroles dont les lettres hébraïques produisaient les dix nombres, qui manifestaient des vérités si importantes.

Il ajoutait, que l'alphabet hébreux n'était juste que jusqu'à la 10ème lettre inclusivement, que le reste avait été brouillé, mais qu'il en connaissait l'ordre véritable. Voilà déjà une confession assez claire que ces Messieurs s'occupaient de la Magie.

Un autre aveu, que je lui ai arraché, est la déscription des figures hiérogliphiques écrites en traits de feu qui lui apparaissaient dans ses travaux, et dont il lui était ordonné de conserver les dessins, qu'il m'a montrés. Ces figures ne sont autre chose que ce qu'on appelle les sceaux des esprits,

qu'on voit sur les talismans, sur les pentacles et autour des cercles magiques.

Mais ce n'est qu'en tremblant que St. Martin parlait de toutes ces choses là; il assurait que la magie avait occasionnée la chute des esprits et celle de l'homme, que la seule pensée analogue à ces crimes, pouvait nous perdre pour toujours, que sa conscience était chargée de l'âme de ses disciples et que par toutes ces raisons, il se trouvait obligé à toutes les précautions, que préscrivait sa doctrine pour les mener au bien à petits pas, et pour éloigner de cette route ceux, que la Providence n'a point destinés au grand oeuvre des Elus, choisis par elle pour combattre le mal sur la terre.

Au reste je conseille à tous ceux qui veulent étudier le livre *des Erreurs et de la Vérité,* de lire préalablement *l'histoire du Manichéisme* de Beausobre, qui leur ouvrira l'intelligence sur les matières fondamentales du livre de St. Martin, et où ils trouveront de grands rapports avec sa doctrine.

J'ai connu deux collégues de Mr. St. Martin moins difficiles que lui, mais qui ne le valaient pas; l'un se nommait Hauterive qui tenait boutique de la science à tous venans et dont mon maître était fort mécontent. L'autre Villermoze; il avait fondé son cercle à Lyon; il avait moins de savoir que St. Martin, mais beaucoup plus d'onction, d'aménité et de franchise, au moins apparente. Il parlait au coeur beaucoup plus qu'à l'esprit; il était estimé de tout le monde pour ses qualités et adoré de ses disciples à cause de ses manières cordiales, amicales et séduisantes.

Il a joué un rôle distingué dans la maçonnerie et a fini par s'adonner entièrement au magnetisme spirituel.

Il a péri dans les massacres de Lyon, et St. Martin est mort tranquillement pendant la révolution, qui avait un peu dérangé la fréquentation de son école.

Pour se faire une idée complette de la doctrine de St. Martin qui, de toutes les doctrines mistiques, est la plus merveilleuse, la plus interressante et la plus attachante, il faut lire les ouvrages suivantes:

*Des Erreurs et de la Vérité.*
*Des rapports entre Dieu, l'homme et la nature.*
*Ecce homo.*
*De l'Esprit des choses.*
*L'homme de désir.*
*Le crocodille.*
*Le nouvel homme.*
*Lettre à un ami sur la révolution française.*
*Éclair sur l'association humaine.*
*Oeuvres posthumes.*
*Le ministère de l'homme esprit.*

Différentes traductions de Jacob Böhme, et un ouvrage allemand qui a pour titre: *Magicon.*

Je crois faire plaisir à mes lecteurs, en terminant cet article par une notice biographique de St. Martin, écrite par lui-même.

J'ai été gai, mais la gaité n'a été qu'une nuance secondaire de mon caractère; ma couleur réelle a été la douleur et la tristesse, *à cause de l'énormité du mal,* (Böhme 3, 18) et de mon profond désir pour la renaissance de l'homme.

On ne m'a donné de corps qu'un projet. J'ai été moins l'ami de Dieu, que l'ennemi de ses ennemis, et c'est ce mouvement d'indignation contre les ennemis de Dieu, qui m'a fait faire mon premier ouvrage.

La nature de mon âme a été d'être extrêmement sensible, et peut-être plus susceptible de l'amitié que de l'amour; cependant cet amour même ne m'a pas été étranger, mais je n'ai pû m'y livrer librement, comme les autres hommes, parceque je n'ai été que trop attiré par de grands objets, et que je n'aurais pû jouir réellement de la douceur de ce sentiment, qu'autant que le sublime appétit, qui m'a toujours dévoré, aurait eu la permission de se satisfaire; or c'est une permission que des *maîtres sacrés* m'ont toujours refusée.

Enfin je n'aurais voulu me livrer au sensible, qu'autant que mon spirituel n'aurait pas paru crime et folie.

Oh, si ce spirituel eut été à son aise, quel coeur j'aurais eu à donner! J'ai changé sept fois de peau étant en nourrice; à l'âge de dix-huit ans, il m'est arrivé de dire au milieu des confessions politiques, que les livres m'offraient: Il y a un Dieu, j'ai une âme, il ne me faut rien de plus pour être sage, et c'est sur cette base, qu'a été élevé ensuite tout mon édifice.

(Il disait en entrant dans sa carrière: ou j'aurai la chose en grand, ou je ne l'aurai pas).

Depuis que l'inexprimable miséricorde divine a permis que l'aurore des régions vraies se découvrit pour moi, je n'ai pu regarder les livres, que comme des objets de lamentations, car ils ne sont que des preuves de notre ignorance et une sorte de défense faite à la vérité, tant elle s'élève au-dessus d'eux. Les livres morts nous empêchent aussi de connaître le livre de vie, et voilà pourquoi ils font tant de mal au monde, et nous réculent tout en paraissant nous avancer.

Böhme, chèr Böhme, tu es le seul que j'excepte, car tu es le seul qui nous mène réellement au livre de la vie.

Encore faut-il bien qu'on puisse y entrer sans toi. Les livres que j'ai faits n'ont pour but, que d'engager les lecteurs à laisser là tous les livres, sans en excepter les miens.

Dans l'initiation que j'ai reçue et à laquelle j'ai dû dans la suite toutes les bénédictions, dont j'ai été comblé, il m'arriva de laisser tomber mon *Bouclier* par terre, ce qui fit de la peine au maître; cela m'en fit aussi à moi en ce que cela ne m'annonçait pas pour l'avenir beaucoup de succés.

J'ai reconnu, que c'était une chose honorable pour un homme, que d'être, pendant son passage ici bas, un peu balayeur de la terre. De tous les états de la vie temporelle les deux seuls, que j'aurais aimé à exercer, eussent été celui d'évêque et celui de médecin, parceque soit pour l'âme, soit pour le corps, ce sont les seuls où l'on puisse faire le bien pur et sans nuire à personne, ce qui n'est pas possible dans l'ordre militaire, dans l'ordre judiciaire, dans l'ordre des traitans, et je n'aurais pas aimé à n'être que curé, non par orgueil, mais parcequ'un curé n'est pas aussi libre dans son instruction, que peut l'être un évêque. Le Duc de Choiseul a été, sans le savoir, l'instrument de mon bonheur, lorsque voulant entrer au service, non par goût, mais pour cacher à une personne chère mes inclinations studieuses, il me plaça dans le seul régiment, où je pouvais trouver le trésor qui m'était destiné; l'espérance de la mort fait la consolation de mes jours: aussi voudrais-je qu'on ne dise jamais: „*l'autre vie,*" car il n'y en a qu'une.

La ville de Strasbourg est la seconde après Bordeaux, à qui j'ai des obligations inappréciables, parceque c'est là, où j'ai fait connaissance avec des vérités précieuses dont Bordeaux m'avait déjà procuré les germes. Et les vérités précieuses, c'est par l'organe de mon amie intime, qu'elles

me sont parvenues, puisqu'elle m'a fait connaître mon cher Böhme; mon premier séjour à Lyon en 1773, 74, 75, ne m'a pas été beaucoup plus réellement profitable, que celui de 1785. J'y éprouvai un repoussement très marqué dans l'ordre spirituel. Mon père n'ayant pas pu éteindre dans moi le goût que j'avais pour les objets profonds, essaya vers ma 30ième année de me donner des scrupules sur les recherches dans les vérités religieuses, qui doivent être toutes de foi. Il m'engagea à lire un sermon du P. Bourdaloue, dans lequel le prédicateur prouvait qu'il ne fallait pas raisonner; je lus le sermon, et puis je répondis à mon père: „C'est en raisonnant que le père Bourdaloue a voulu prouver, qu'il ne fallait pas raisonner."

Mon père garda le silence; il n'est pas revenu depuis à la charge. C'est à Lyon, que j'ai écrit le livre intitulé: *Des Erreurs et de la Vérité*; je l'ai écrit par désoeuvrement et par colère contre les philosophes. J'écrivis d'abord une trentaine de pages, que je montrais au cercle, que j'instruisais chez Mr. de Villermas, et l'on m'engagea à continuer.

Il a été composé vers la fin de 1773 et le commencement de 1774, en quatre mois de tems, et auprès du feu de la cuisine, n'ayant de chambre où je pusse me chauffer.

Un jour même le pôt de la soupe se renversa sur mon pied, et le brula assez fortement. C'est à Paris, en partie chez Mde. de la Croix, que j'ai écrit le *Tableau naturel*, à l'instigation de quelques amis.

C'est à Londres et à Strasbourg, que j'ai écrit *l'Hhomme de désir* à l'instigation de Tieman. C'est à Paris que j'ai écrit *l'Ecce homo* d'après une notion vive que j'avais eu à Strasbourg. C'est à Strasbourg que j'ai écrit le *Nouvel homme* à l'instigation d'un gentil'homme suédois.

En 1768 étant en garnison à l'Orient, j'eus un songe qui me frappa; j'étais dans les premiers années de mes grands objets, et c'est à l'Orient même que j'en avais eu les premières preuves personnelles, en lisant un livre de Mathématique. La nuit je vis un gros animal renversé par terre du haut des airs par un grand coup de fouêt; je vis ensuite un autel, que je pris pour être chrétien, et sur lequel je vis quantité de personnes passer et repasser avec précipitation et comme voulant le fouler aux pieds.

Je me reveillai avec beaucoup d'afflictions, de ce que je venais de voir.

C'était l'annonce du renversement de l'église. Mes ouvrages et particulièrement les derniers ont été le fruit de mon tendre attachement pour l'homme, mais en même tems du peu de connaissance, que j'avais de sa manière d'être, et du peu d'impression que lui font ces vérités dans cet état de ténèbres et d'insouciances, dans lequel il se laisse croupir ..... ce ne sont pas mes propres ouvrages qui me font le plus gémir sur cette insouciance, ce sont ceux d'un homme, dont je ne suis pas digne de dénouer les cordons de ses souliers, mon chérissime Böhme.

Il faut que l'homme soit devenu entièrement sot ou démon pour n'avoir pas profité plus qu'il ne l'a fait de ce trésor envoyé au monde il y a 180 ans. Les apôtres, qui n'en savaient pas tant que lui, ont infiniment plus que lui avancé l'oeuvre.

C'est que pour les hommes encroûtés, comme ils le sont, les faits sont plus efficaces que les livres.

An den Aufſatz über St. Martin reihet ſich unmittelbar der über Madame de la Croix, welche in dem erſteren mehrmals erwähnt wird.

## MADAME DE LA CROIX.

Mde. de Jarente, fille du marquis de Sénas et nièce de cet évêque d'Orléans, qui avait la feuille des bénéfices sous le règne de Mde. de Pompadour et de Mr. de Choiseul, avait épousé fort jeune le marquis De la Croix, officier général au service d'Espagne, que j'ai connû généralement estimé à Madrid. Son mari l'avait laissée, je ne sais pas pourquoi, à Avignon, où, n'ayant rien de mieux à faire, elle s'est donnée la peine de gouverner le Comtat, durant la vice-légation de Monsgr. Acquariva, qui était fort paresseux et éperdument amoureux d'elle. Comme elle aimait à gouverner, elle réjoignit son mari, lorsqu'il fut nommé Viceroi en Gallice. Après sa mort elle quitta l'Espagne maltraitée et fort pauvre, vint à Lyon, y tomba dangereusement malade, eut des visions pendant sa maladie et passa de l'incrédulité la mieux conditionnée à une crédulité sans bornes.

Parmi les livres mystiques qu'elle lisait alors, celui *des Erreurs et de la Vérité* l'avait charmée d'avantage, et c'est à lui qu'elle attribuait principalement sa conversion. Aussi rechercha-t-elle l'auteur, dèscequ'elle fut arrivée à Paris, le recueillit chez elle et se composa toujours disputant avec lui, un petit système théosophique particulier, qui n'avait pas le sens commun.

Je n'en citerai qu'un exemple: elle appliquait le fameux *quaternaire* du livre de St. Martin à la divinité, en qui elle prétendait qu'il y avait quatre personnes engendrées successivement: le fils du père, le St. Esprit du fils et Melchisedec du St. Esprit.

Mais Mde. de la Croix était bien plus forte pour la pratique que pour la théorie: son affaire principale était de combattre le diable et de guérir les maladies; elle croyait comme le père Gassner, dont elle faisait grand cas, que le diable était cause de presque toutes les maladies, lesquelles avaient toujours leur source dans quelque péché, qui avait soumis la partie malade aux influences du démon. Elle opérait par des prières et par l'imposition de ses mains arrosées d'eau bénite et de St. Chrême; mais quand elle rencontrait un possédé, et elle en nourrissait toujours quelques-uns à la brochette, c'était alors qu'elle se croyait à sa véritable place; exorcisant et chassant ce diable du corps de ce pauvre malheureux, qui, pour avoir fait un pacte avec lui, serait perdu à jamais sans la puissance qu'elle avait reçue de Dieu, de le délivrer. Ces cures de possédés étaient les plus difficiles, car pour les obsédés, lesquels par des pratiques de fausse magie n'avaient le diable que sur eux ou autour d'eux, il lui en coutait beaucoup moins de peine de les en débarasser, elle avait même le pouvoir de le montrer

à la compagnie avant qu'il s'en allat, sous une forme qui n'effrayait personne; je me souviendrai toujours d'une description charmante qu'elle m'a faite de l'apparition d'un de ces diablotins, dont elle avait délivré un certain consul de France à Salé, homme de lettres, que j'avais rencontré souvent chez les Encyclopédistes: „quand le mauvais esprit," me dit-elle, „fut sorti de son corps, je lui ordonnai de nous apparaître sous la forme d'une petite Pagode chinoise. Il nous fit la galanterie de prendre une figure vraiment délicieuse; il était habillé en couleurs de feu et or, son visage était très-joli, il remuait des petites mains avec beaucoup de grace, et fut se sauver sous ce rideau de taffetas vert que vous voyez là, dont il s'enveloppa et d'où il fit toutes sortes de grimaces à son ancien hôte; mais ce dernier, ayant sans doute commis de nouvelles fautes, resta obsédé; car rentrant un soir au logis, il trouva la petite Pagode sur son bureau, et je fus obligée de me transporter chez lui pour la chasser de sa chambre." Nous avions été fort étonnés, Mr. le consul et moi, de nous rencontrer ensemble chez Mde. de la Croix, mais je le fus bien plus que lui, lorsqu'elle l'obligea à convenir en ma présence de la vérité de ce récit, et par bien des raisons, j'ai lieu de croire, qu'ils ne pouvaient pas être d'accord.

J'ai vû chez elle plusieurs personnages, qui se faisaient traiter de l'incarnation diabolique et qui m'ont surpris bien plus que le consul: entre autres le maréchal de Richelieu, le chevalier de Monbarrey, le marquis, la marquise et le chevalier de Cossé. Mde. de la Croix prétendait que bien du monde et même des personnes de ma connaissance étaient obsédées et avaient des apparitions, mais qu'elles n'osaient pas en parler de peur de se donner un ridicule.

Elle me citait nommément le Comte de Schomberg, qui occupait une place distinguée parmi les philosophes mécréans, et que je voyais beaucoup chez le Baron d'Holbach. Cette dernière assertion me paraissait une absurdité vraiment choquante; mais l'année d'après me trouvant chez Mde. Necker, cette dame produisit une lettre de Mr. de Buffon, qui lui écrivait de Bourgogne et lui parlait de certaines visions, qui régnaient dans cette province, et que c'étaient toujours de vieilles femmes, qui apparaissaient. Quelques gens de lettre qui n'aimaient pas Mr. de Buffon parcequ'il était trop religieux, faisant quelques mauvaises plaisanteries sur son penchant à croire des choses incroyables, voici, ce que Mr. de Schomberg nous dit à mon grand étonnement: Vous me connaissez assez Messieurs, pour être persuadés que je ne crois pas aux revenans, cela n'empêche pas, que je ne voye et que je n'aye vû depuis longtems et presque chaque semaine, la figure de trois vieilles femmes, qui s'élèvent du pied de mon lit et qui, se recourbant contre moi, me font des grimaces épouvantables.

Ceci me rappelle un de mes amis Mr. Tieman, qui voyait presqu'à chaque place qu'il regardait fixement pendant quelques minutes une tête, dont les yeux et les traits étaient si animés, qu'elle lui paraissait vivante. Sur la tache de sang, qu'on montre dans la chambre du château d'Edimbourg, où David Rizzio fut poignardé, il dit avoir vû une tête, qui exprimait les convulsions de la mort d'une manière effrayante; il retourna à différentes reprises à la même place et il revit toujours cette tête plus horrible qu'auparavant. Mr. Tieman quoiqu'entiché de la passion des sciences occultes, était un homme très-véridique, incapable de tromper qui que ce soit et toujours en garde de se tromper lui-

même. Quoiqu'il en soit, j'ai lieu de croire, qu'il voyait réellement ce qu'il disait voir. Eh, qui n'a pas rencontré bien des honnêtes gens, qui assuraient avoir eu des apparitions avec des circonstances et des protestations si persuasives, qu'on devrait être fâché de les révoquer en doute? Mais ne pourrait-on pas, pour se mettre le coeur et l'esprit en repos, admettre qu'une conformation particulière de l'oeil, ou une concrétion compacte, qui se serait formée dans le cristallin, ou dans l'humeur vitrée, pourraient produire la représentation d'un spectre? Cette concrétion opaque, qui aurait pris une forme déterminée, analogue à celle d'une figure humaine et interceptant les rayons de la lumière, me parait surtout propre à produire ces sortes d'illusions. Ce spectre serait sans doute noir et mal dessiné, mais l'imagination, ce peintre rapide et habile, colorerait et acheverait bien vite l'ébauche d'une telle grisaille.

Mde. de la Croix a été dans sa jeunesse ce qu'on nomme une beauté romaine, mais si parfaite comme on n'en a jamais vue une pareille. Elle avait une figure pleine de graces et de caractère, l'oeil perçant, le nez aquilin, la tête altière, un port superbe, une démarche majestueuse, en un mot c'était l'idéal d'une belle impératrice. De tant de charmes il ne lui restait dans sa vieillesse qu'une phisionomie spirituelle et animée, une taille bien faite, un beau pied, un air impérieux, et beaucoup d'éloquence. Ces restes imposans et distingués convenaient merveilleusement au rôle, qu'elle jouait, quand elle parlait au diable; son geste menaçant et l'accent de sa voix faisaient trembler, et il y avait tant de noblesse dans son maintien, tant d'élévation dans sa dévotion exaltée et une expression si sublime de foi et d'assurance dans toute sa personne, qu'on croyait voir une Sainte,

qui allait faire un miracle. Mais malheureusement je n'en ai vû aucun, quoique j'aye passé bien des journées chez elle, à attendre que le diable sortit du corps d'un possédé. Cependant j'ai été témoin de plusieurs guérisons de maux de tête et de dents, de coliques et de douleurs rhumatiques, opérées sur des personnes qui venaient chez elle en visite et qu'elle connaissait même très peu. Je pense que ces sortes de guérisons peuvent s'expliquer assez naturellement par l'action du magnétisme animal secondé par l'imagination, cette fée puissante qui commande au génie et préside aux ressorts de notre organisme. Toute fois, si l'on considère combien l'amour propre doit être flatté de l'honneur d'être un instrument de la divinité, on peut pardonner à Mde. de la Croix et compagnie de ne pas croire à des causes naturelles, quand il s'agit de miracles.

Mde. de la Croix racontait avec une naïveté, une grace et un art pitoresque, qui lui étaient propres, les particularités des visites, qu'elle recevait des mauvais esprits, quand elle était seule. On voyait tout ce qu'elle disait, tant ses déscriptions étaient vives et naturelles. Toutes les fois que je venais chez elle, je trouvais des nouvelles de sa société. Tantôt c'étaient des niches fort droles, qu'on lui avait jouées, et tantôt des persécutions effrayantes qu'elle avait essuyées.

Souvent des processions entières de pénitens en grandes robes couleur de rose, ou de capucins fort puans, vêtus en bleu céleste, ou d'autres personnages ecclésiastiques ridiculement fagotés arrivaient chez elle de nuit et traversaient son lit, les capucins lui offraient des baisers et les pénitens flagellaient ses couvertures. Quelquefois on lui donnait un bal, où elle voyait les ajustemens les plus curieux et les modes de tous les siècles; une autre fois c'était un feu

d'artifice magnifique, des pyramides de diamans et de bijouteries, des illuminations superbes ou des palais enchantés, qu'on lui montrait. Elle dépeignait tout cela si vivement, avec tant de goût, de gaieté et d'éloquence, que ses récits valaient mieux que la plus part des déscriptions d'une fête, ou de l'assemblée la plus brillante.

Je ris encore toutes les fois que je pense à une dispute théologique, qu'elle eut avec un de ses esprits familiers, masqué en docteur de Sorbonne, qui la traitait d'hérétique en soutenant les opinions de l'église romaine de la manière la plus orthodoxe: „mais lorsqu'il finit par y mêler des blasphèmes, je lui fermai la bouche avec un cadenas, me dit-elle, qu'il portera jusqu'au jour du jugement." — Et où avez-vous pris ce cadenas? lui repliquai-je. „Ah! mon cher Baron, que vous êtes peu instruit de la différence entre la réalité spirituelle et la matérielle; c'est un cadenas bien véritable que je lui ai appliqué: les nôtres n'en ont que la figure."

Je ne m'ennuyais donc pas chez elle en attendant la chose principale, qui était le diable, qu'elle avait promis de montrer; — d'autant plus, que nous ne parlions pas toujours de ces choses là et que son esprit orné et fécond, rendait la conversation aussi instructive qu'agréable; mais tout le monde n'était pas aussi bénévole que moi, et l'on se permettait de la donner en spectacle en l'engageant à faire ses conjurations dans les maisons, où on lui faisait accroire qu'il revenait des esprits. Ces facéties se faisaient même si grossièrement, qu'elle s'en appercevait; mais elle mettait ces humiliations au pied de la Croix, et m'en parlait avec une grande ouverture de coeur et beaucoup de bon sens. „Vous qui m'avez connue, disait-elle, si jalouse de ma gloire et de ma supériorité, qui savez que je me prive

du moindre superflu pour le donner aux pauvres, qui voyez que le métier que je fais, ne me rapporte que de la honte et du mépris dans un pays, où par mon rang et ma parenté je pourrai jouer un tout autre rôle, ne sentez-vous pas, qu'une force très supérieure doit m'imposer l'oeuvre que j'exerce? dites-moi franchement, si mon esprit a baissé; trouvez-vous que je suis devenue folle?" Il était bien difficile de répondre à ces questions, d'autant plus que je trouvais son esprit plus brillant que jamais; mais, après lui avoir fait compliment, je ne pouvais pas me défendre de penser à part, qu'une idée fixe peut fort bien exister, sans troubler les autres, et qu'on peut être raisonnable avec un coin de folie.

Au reste Mde. de la Croix avait une charité si active, une piété si édifiante, une bonté d'âme si touchante, tant d'onction, de génie et de noblesse de caractère, qu'elle méritait les plus grands égards et qu'on ne pouvait pas se défendre de l'aimer et de la respecter. Pour moi je ne saurois penser à elle sans l'admirer et la regretter sincèrement. Je l'ai vue pour la dernière fois 1791 à Pierry en Champagne chez Mr. Cazotte, ce charmant auteur du *Diable amoureux,* qui de maître, qu'il avait été chez les Martinistes, s'était fait disciple de Mde. de la Croix et qui a péri dans les massacres du mois de Septembre. Je crains fort que Mde. de la Croix, dont je n'ai pû avoir aucune nouvelle, n'ait péri de même; car elle avait tout ce qu'il fallait pour occuper une place parmi les martyrs et elle travaillait de toutes ses forces contre la révolution, qu'elle regardait comme l'oeuvre du diable.

Une prouesse, dont elle se vantait particulièrement, était d'avoir détruit un talisman de Lapis Lazuli, que le Duc

d'Orléans avait reçu en Angleterre du célèbre Falk Scheck, premier rabin des Juifs. „Ce talisman qui devait conduire le prince au trône, me disait-elle, fut brisé par la vertu de mes prières, sur sa poitrine dans ce moment mémorable, où il lui prit un évanouissement au milieu de l'assemblée nationale."

Je finirai cet article par une scène, que je ne puis ni oublier ni m'expliquer.

Mde. de la Croix avait un possédé qui, induit par un meunier son voisin, avait formé un pacte avec le diable sans le savoir, et qui par conséquent pouvait être délivré. Toutes les fois qu'il venait chez elle, il se jettait à genoux et sanglottait en racontant les tourmens horribles qu'il souffrait sans cesse. Elle le couchait sur un canapé, lui découvrait le ventre, y appliquait des reliques et de l'eau bénite. Alors on entendait un gargouillement affreux dans le ventre et le patient jettait des cris effrayables; mais le diable tenait ferme et nos espérances, de le voir sortir, furent toujours trompées.

Un jour ce possédé devint furieux, sauta à bas du canapé et fit mine de se jeter sur nous. Mde. de la Croix se mit entre lui et nous, et d'un air ménaçant le remit à sa place; alors il grinçait des dents avec une force si extraordinaire, que les passants dans la rue auraient pû l'entendre, et proféra en écumant des blasphèmes si horribles et si nouveaux, qu'ils nous faisaient dresser les cheveux sur la tête; de là il passa aux invectives les plus atroces contre Mde. de la Croix, et finit par l'énumération la plus scandaleuse de tous les péchés, que cette pauvre dame pouvait avoir commis dans toute sa vie, avec des détails, dont plusieurs m'étaient connus et encore beaucoup d'autres capables

de la faire mourir de confusion. Elle écoutait tout cela les yeux tournés vers le ciel et les mains croisées sur la poitrine et pleurant amèrement. A la jeunesse près, elle ressemblait à Ste. Madelaine. Quand le patient eut terminé son discours, elle se mit à genoux et nous dit: „Messieurs, voilà un châtiment de mes péchés bien juste, que Dieu accorde à ma pénitence; je mérite ces humiliations, que j'ai éprouvées devant vous, et je voudrais les essuyer devant tout Paris, si je pouvais expier par là toutes mes fautes."

Qu'on refléchisse sur tout ceci, et qu'on me dise, s'il est croyable qu'une pareille scéne ait pu être concertée et jouée, s'il est croyable qu'une femme telle que je l'ai dépeinte ait voulu violer à ce point tous les égards les plus sacrés dûs à Dieu, à la pudeur et à sa réputation, pour nous tromper? Mais peut-on être trompé et se tromper soi-même quand il s'agit de surmonter l'horreur, que doivent exciter de pareilles épreuves et de sacrifier tout ce qu'on a de plus cher, avec une abnégation de raison et d'amour propre si révoltante et si épouvantable?

Wir laſſen dieſen Angaben zwei Aufſätze folgen, welche ebenfalls Forſchungen betreffen, die Gleichen ſelbſt hyperscientifiques nennt. Der eine erwähnt die unter dem Namen der Convulſionnaires in jenem Zeitpunkte bekannte Secte, der zweite führt die Ueberſchrift Alchymie. Beide leſen ſich vielleicht nicht ohne anekdotiſches Intereſſe.

## LES CONVULSIONNAIRES.

Monsieur de la Condamine, ce savant si connu par son voyage avec Mr. de Jussieu en Amérique, était dominé par une curiosité indomptable qui était fort contrariée par sa surdité. Quand il voyait deux personnes qui se parlaient en particulier, non seulement il s'approchait avec l'indiscrétion la plus déterminée, mais je l'ai vû prendre son cornet acustique, pour les mieux écouter. Lorsqu'il trouvait une lettre sur la table, il ne pouvait pas s'empêcher de l'ouvrir et de la lire.

Etant à Rome Mr. de Choiseul lui donna une bonne leçon et une excellente comédie à la société. Il avait sur-

pris Mr. de la Condamine furetant et parcourant les papiers de l'ambassade dans le cabinet de ce ministre, chez lequel il vivait dans la plus grande intimité. Mr. de Choiseul avec l'air le plus sévère et le ton le plus tragique, lui annonça, que son devoir l'obligeait à le faire arrêter et de l'envoyer à la Bastille, vû que dans ce moment on traïtait un secret d'Etat si important que la possibilité de s'en être instruit, suffisait pour le faire enfermer jusqu'au développement de ce secret. Il avait beau protester, qu'il n'avait rien lû, qu'il ne savait rien, on ordonna de chercher la garde, de faire préparer une chaise de poste et enfin en lui donna une si belle peur, que rien ne manqua au divertissement de ceux qui furent témoins de cette scène plaisante.

On accuse Mr. de la Condamine d'avoir fait un petit vol à Constantinople afin de se faire donner la bastonnade sur la plante des pieds pour pouvoir juger de l'effet de cette cérémonie. Lorsque Damiens fut exécuté, la curiosité le poussa à percer non seulement la foule et l'enceinte de la garde, mais arrivé à un cercle que tous les bourreaux des environs de Paris attirés à cette fête si solemnelle pour eux, avaient formé autour de l'échafaud, il y pénétra par la protection de Mr. Charlot, bourreau de Paris qui, l'ayant reconnu, s'écria: Messieurs, faites place à Mr. de la Condamine, c'est un amateur.

Les convulsionnaires étaient un objet bien digne d'attirer notre observateur curieux; aussi se donna-t-il toutes les peines nécessaires pour être admis à leurs mystères, fort gênés alors par la police; il promit le secret et surtout de se conduire comme un prosélyte, qui venait s'édifier chez eux et se persuader de la vérité de leurs miracles. Mais après avoir vû crucifier une jeune fille fort jolie, il s'ap-

procha d'elle, après qu'elle fut detachée, et comme il était sourd, il lui dit tout haut à l'oreille: „Mlle., vous faites ici un bien vilain métier; si c'est pour gagner de l'argent, je vous en fournirai un autre qui assurément vous donnera beaucoup plus de plaisir.“ Ce propos qui fut entendu par toute l'assemblée, causa un si grand scandale, que Mr. de la Condamine pensa être assommé, qu'il fut chassé honteusement et que malgré toutes ses sollicitations, il ne put jamais obtenir l'entrée d'aucune des maisons où ces fanatiques se rassemblaient.

Me trouvant un jour de la semaine sainte dans une société où l'on parlait d'un spectacle fort extraordinaire qui se donnerait le vendredi saint dans une certaine assemblée de convulsionnaires et que l'on crucifierait une jeune personne la tête en bas, les pieds en haut, et ayant témoigné quelqu'envie d'y aller, une dame me donna un billet qu'elle écrivit à un avocat de ses amis fort lié avec les convulsionnaires pour le prier de m'introduire.

La veille du vendredi saint, je rencontrai Mr. de la Condamine dans une maison, où l'on s'entretenait de l'étrange cérémonie, à laquelle je devais assister le lendemain. Mr. de la Condamine se désolait de son exclusion et je ne pus me défendre le plaisir de lui montrer mon billet et de me moquer de lui; mais ayant appris de moi, que l'avocat auquel j'étais adressé ne me connaissait pas, il lui passa par la tête, qu'il pourrait facilement prendre mon nom et se mettre à ma place. Partant de cette idée, il me pria à genoux de lui céder mon billet, me promettant qu'il serait bien sage et qu'il m'en aurait une obligation éternelle. Moi, qui étais alors jeune, fort attaché à mes plaisirs, qui prévoyais, que je me coucherai tard et qu'il me seroit pénible de me lever

à six heures du matin pour me rendre dans une saison fort rude à l'estrapade où logeait l'avocat, pour voir des choses qui me tentaient médiocrement, je commis l'étourderie de céder aux persécutions de Mr. de la Condamine et je lui abandonnais mon billet. Il se fit annoncer sous mon nom, l'avocat le reçut à merveille, le mena dans sa bibliothèque et lui montrant les ouvrages de plusieurs savans d'Allemagne, il l'interrogea sur leur compte. Mon autre moi-même lui répondit de son mieux, disant avoir étudié le droit chez l'un, la philosophie chez l'autre, et contrefit si parfaitement le rôle d'un voyageur allemand passablement instruit, que l'avocat y fut trompé. Chemin faisant il endoctrina son étranger sur la circonspection, avec laquelle il devait se conduire et sur la crédulité pieuse, qu'il devait affecter.

Mais notre malheur commun voulut, que la maison où ils arrivèrent, était précisément celle d'où Mr. de la Condamine avait été chassé si ignominieusement. L'apparition du diable n'aurait pas pû produire une sensation plus horrible, que celle que produisit la vue de Mr. de la Condamine; tous s'élancèrent sur lui et accablèrent l'avocat des reproches les plus sanglans, de ce qu'il leur amenait leur plus cruel ennemi; un impie qui avait profané la sainteté de leurs mystères avec les intentions les plus scandaleuses. Le pauvre avocat ne comprenait rien à tout cela et se tuait de leur dire, qu'ils se trompaient, que ce Monsieur était un allemand de distinction, qui lui était fortement recommandé. Mais quand ils lui apprirent, que c'était Mr. de la Condamine, qu'il avait introduit et qu'il leur eut expliqué, comme il avait été joué, il se joignit à toute la compagnie pour mettre Mr. de la Condamine dehors par les épaules, en le chargeant de malédictions et d'invectives

à rapporter de sa part à la dame du billet et au seigneur allemand*).

J'ajouterai à ceci ce que j'ai vû bien des années après chez les convulsionnaires, où je fus mené par le marquis de Nesle.

Alors ils célébraient leurs mystères fort obscurément, réduits à cette extrêmité, moins par la sévérité de la police, que par le ridicule qu'on avait eu l'adresse de jeter sur eux, et par la sagesse de ne les plus persécuter, mais de les traiter avec mépris. Ce fut chez un vieux conseiller au parlement, qui logeait dans le quartier de l'isle, que le marquis de Nesle me conduisit. Il y avait là dans une belle chambre meublée en damas cramoisi, le vieux conseiller, son neveu, avocat au parlement, une vieille parente et une blanchisseuse de dentelles de la connaissance du marquis, laquelle devait être crucifiée. Comme on n'osait plus avoir des croix chez soi, on avait étendu une grande planche sur le parquet, pour en tenir lieu. D'abord on nous fit examiner quatre cloux de charette, et après avoir étendu la patiente sur la planche, l'avocat les lui enfonça à grands coups de marteau dans les mains et dans les pieds. Pendant qu'on récitait des prières, elle se plaignit tout bas et poussait des petits gémissemens contrefaisant la voix d'un enfant au maillot, qu'elle conserva tant qu'elle resta attachée sur la planche. Tout d'un coup elle se mit à crire: „Papa Elie, ou es-tu donc? tu dis, que je suis une méchante petite

*) On peut rapprocher ceci au procès-verbal de Mr. de la Condamine, dans la Correspondance *littéraire, philosophique et critique* du Baron de Grimm depuis 1753 jusqu'en 1789 — il parait qu'il n'a pas jugé à propos, de se vanter de ce qui lui est arrivé.

fille, tu as raison, mon petit papa, mais je serai plus sage, dis-moi ce que je dois faire, je me soumets à tout."

Au bout de quelques minutes elle sortit la langue.

„Elle veut qu'on la lui délie", dit l'avocat. Il mît un rasoir et appuiant cette langue sur un mouchoir, il y fit par trois fois des coupures en croix, qui saignèrent beaucoup. Alors cette femme se mit à prophétiser toujours avec sa petite voix d'enfant, et le conseiller à écrire les bétises qu'elle disait. On nous montra plusieurs volumes pleins de de ces sortes de prophéties, qui étaient moins intelligibles que celles de Nostradamus. J'ai oublié de dire que la patiente après les premiers coups de rasoir, avait retiré sa langue et n'en montrait plus que le bout. Allons, ne faites donc pas l'enfant, lui dit l'avocat. „Non, non," lui repliqua-t-elle, „c'est que vous me faites trop de plaisir," et elle présenta la langue avec la meilleure grace possible. Après avoir prophétisé une bonne demie heure, elle s'arrêta tout court et demanda d'être soulagée. C'était avec de grosses lardoires, dont on lui perçait les bras et avec de grandes buches de bois, que s'opérait ce doux soulagement. On la frappait sur la téte et sur le sein d'une manière aussi barbare que merveilleuse par le peu de mal, que cela lui faisait. Ces coups auroient dû l'assommer, mais elle priait de frapper encore plus fort, et puis se rémit à prophétiser de plus belle.

Toute la cérémonie dura une bonne heure.

L'ayant déclouée, il n'y eut qu'un pied qui saigna, et les autres plaies paraissaient prêtes à se fermer. Elle remit ses bas et ses souliers et sans vouloir accepter de nous la moindre chose, nous la vîmes trotter sur le pavé, et s'en

allant d'un pas si léger, comme si elle n'avait pris qu'un bain de pieds.

---

## ALCHYMIE.

J'ai connû particulièrement dans le tems de mes recherches hyperscientifiques un nommé Duchanteau, homme assez extraordinaire pour que j'en conserve le souvenir. Il était bel homme, spirituel, aimable, éloquent et passionné pour les sciences occultes. Après avoir longtems étudié l'hébreu et surtout les cabalistes, il se fit circoncire à Amsterdam, parcequ'il s'était mis en tête, qu'il fallait être juif pour obtenir d'être initié par les Rabbins dans tous les Mystères de la Cabale. Mais celle-ci n'ayant pas suffisamment satisfait son désir de franchir les bornes de notre savoir, il s'adonna à l'étude de l'Alchymie et se créa un procédé pour produire la pierre philosophale, aussi singulier qu'ingénieux, parcequ'il s'accorde réellement avec tous les passages essentiels des livres alchymiques et qu'il explique assez bien leurs énigmes principales. Tous s'accordent à dire, qu'on doit réunir sans cesse l'inférieur avec le supérieur et que le feu, le vase et la matière doivent se trouver dans le même sujet.

Or Duchanteau disait: ce sujet mystérieux, c'est moi, et tout homme mâle, qui est bien constitué, a le pouvoir depuis l'âge de vingt ans, jusqu'à cinquante, de faire la pierre philosophale, sans avoir besoin d'autre chose que de lui-même. Qu'on me fasse entrer tout nû dans une chambre, qu'on m'y enferme ou qu'on m'y surveille, sans me donner la moindre chose à boire ni à manger, et j'en sortirai au bout de quarante jours avec la pierre philosophale!

Voilà ce qu'il a entrepris de prouver à la loge des *Amis réunis* et ce que malheureusement on n'a pas pû lui laisser achever jusqu'au bout. Mais ce qu'il nous a montré, est assez curieux et presque merveilleux. Son procédé et son secret consistaient à se nourrir uniquement de son urine; il buvait sans cesse, ce qu'il rendait: „Voilà, la coovation du supérieur avec l'inférieur, nous disait-il, mon urine est la matière, mon corps est le vase et ma chaleur est le feu, c'est ainsi que ces trois choses principales se trouvent dans un seul sujet."

Duchanteau ayant été mis dans une chambre comme dans un bain, on lui donna des vêtemens, et des frères se relayaient pour le surveiller et s'assurer que rien n'entrait dans son corps, ni dans la chambre, qui put altérer la vérité de ses assertions. Dans les premiers jours il souffrait cruellement de la faim et d'une soif brulante, mais son urine commençant à s'épurer et à s'épaissir, le martyr de ses besoins se calma peu à peu; toutes les facultés de son esprit s'exaltèrent, tous les jours il devint plus gai, plus spirituel, plus éloquent et ce qu'il y a de plus singulier, c'est que sa force corporelle augmenta prodigieusement. Mais tout cela était accompagné d'une fièvre qui, toujours croissante, devint enfin si forte qu'elle parut dangereuse. La crainte que cet homme ne mourut dans son opération, et des réflexions très-sérieuses de ce que pourrait en arriver, déterminèrent le conseil de la loge à forcer Duchanteau de quitter son entreprise. Il l'avait soutenu jusqu'au vingt-sixième jour, sans avoir rien pris que son urine, laquelle s'était réduite à la valeur d'une demi-tasse; elle était d'un rouge extrêmement foncé, épaisse, gluante et d'une odeur balsamique et excellente; on l'a déposée et conservée précieusement dans

nos archives, mais la révolution a détruit cette urine anoblie qui, peut-être, était une médecine admirable, et je n'ai jamais pû apprendre ce qu'elle est devenue.

Après que Duchanteau eut terminé son jeûne de 26 jours, il mangea et but le même soir autant que les six convives ensemble, qui soupèrent avec lui, et ce qui est encore remarquable c'est, que cette intempérance ne lui fit pas le moindre mal. Au désespoir d'avoir manqué son but qu'il avait été si près d'atteindre, il voulut absolument renouveler son expérience; mais il ne put la soutenir que jusqu'au seizième jour, où ses forces l'abandonnèrent tout à coup, et comme il mourut peu de tems après, il y a apparence que cette seconde épreuve lui a couté la vie.

Je ne puis pas m'empêcher de faire mention d'un autre procédé, pour obtenir la pierre philosophale aussi ingénieusement exposé que le précédent, mais plus extraordinaire, plus difficile et plus dangereux. Un nommé Clavières, Génévois, depuis ministre des finances durant la révolution, était possesseur du manuscrit qui contenait ce secret, et le vendit à la loge des *Amis réunis*, dans le tems, qu'il n'était qu'un pauvre petit commis au trésor royal. Voici en quoi ce procédé bizarre et horrible se réduisait: il fallait avoir un jeune homme et une jeune fille tous deux vierges, les unir par le mariage sous une constellation marquée. Il fallut que leur premier enfant fut mâle, et cet enfant devait en naissant entrer dans un récipient de verre, promptement luté contre une retorte et ensuite mis au feu, pour calciner ce malheureux enfant, lequel, à ce que disait l'auteur du manuscrit, deviendrait le bienheureux sauveur du monde. Car, après un procédé alchymique fort étendu, par conséquent trop long à rapporter, et dont même je ne me rappelle plus, l'enfant

devait se convertir en un trésor suffisant, pour enrichir et immortaliser tout le genre humain, puisque non seulement il serait médecine universelle et pierre philosophale, mais que ses vertus se multiplieraient à l'infini, étant décuplées à chaque procédé réitéré.

Tout cela était présenté sous des formes si spécieuses, et avec des explications si ingénieuses de diverses allégories de la fable, et surtout des douze travaux d'Hercule, qu'on ne pouvait pas s'empêcher d'admirer l'esprit et l'érudition de l'auteur en détestant sa folie et sa cruauté.

Un associé de Clavières, dont j'ai oublié le nom, avait porté depuis le même manuscrit à C..... et j'ai appris à mon grand étonnement, qu'une princesse fort avide de richesses et un ministre fort peu réligieux, avaient pensé sérieusement à entreprendre ce grand oeuvre, qui pourtant les a épouvantés par son incertitude et le nombre de ses difficultés.

Chemin faisant dans la route du merveilleux, j'ai aussi fait des recherches en Alchymie, mais je n'ai trouvé sur la transmutation des métaux rien qui méritât une place dans mes souvenirs, qu'une seule preuve de la possibilité de changer le cuivre en argent. Le Comte Kollowrat, ministre de Saxe en Espagne, m'a montré deux monnoies de cuivre, qui avaient incontestablement subi cette transmutation, laquelle il m'a assuré avoir vû opérer en sa présence. Les deux monnoies étaient au coin d'Espagne, l'une entièrement convertie en argent, tandis qu'on en a jamais frappé de cette espèce qu'en cuivre; l'autre était teinte au milieu de part en part en argent et étant coupée en deux, on voyait distinctement que le morceau d'argent n'était point incrusté,

mais que la goutte qui a produit cette transmutation, avait percée d'outre en outre.

Es ſei uns erlaubt, unſere Leſer auf die Wärme des Vortrages und auf den Reichthum der Gedanken aufmerkſam zu machen, womit es dem Verfaſſer geglückt iſt, für die Erzählung fantaſtiſcher und wunderbarer Begebenheiten, die oft in's Unglaubliche übergehen, lebhaftes Intereſſe zu erwecken.

Ein Aufſatz, welcher eine in der Pariſer Geſellſchaft unter ganz anderen Verhältniſſen berühmt gewordene Dame betrifft, iſt „Madame Geoffrin"*) betitelt.

Es würde unangemeſſen ſein, zu dieſer meiſterhaften Schilderung etwas Anderes hinzuzufügen, als ihr Geburts- und Sterbejahr.

## MADAME GEOFFRIN ET SA FILLE.

J'aime à me retracer Mde. de Geoffrin, dont l'amitié a été pour moi si agréable et si utile. Voilà mon excuse, si j'ose parler d'elle après Morellet et d'Alembert. Les souvenirs, qu'elle a laissés à mon coeur et à mon esprit, sont des jouissances, qui me sont particulières, trop précieuses, pour que je les sacrifie à la crainte du qu'en dira-t-on.

J'étais de son lundi destiné aux artistes, de son mercredi appartenant aux gens de lettres, et de ses audiences privilegiées, vouées aux bons conseils, qu'elle savait donner

---

*) Marie Thérèse Rodet de Geoffrin, geb. am 2. Juni 1699, geſt. im Jahre 1777.

à ceux, qui avaient le bonheur de les suivre, car aucun Ministre de Police n'a mieux connu Paris qu'elle.

Je suis redevable à ses leçons de l'aisance économique, commode, honorable, et même politique, avec laquelle j'ai existé à Paris; je l'entends encore quand elle m'apprenait à me taire, pour écouter de manière à faire croire, qu'on avait dit les plus belles choses du monde; quand elle me prêchait de parler toujours aux gens de leurs affaires, jamais des miennes, qu'au besoin, pour recevoir d'eux en or, ce que je leur avais prêté en petite monnaie; quand elle me disait à mon arrivée: „donnez-vous d'abord pour ce que vous êtes, mais soyez tel constamment, ne vous imposez que les devoirs les plus essentiels, mais sans y manquer jamais; au bout de l'année tous les moindres reviennent au même."

Voilà comme cette excellente femme me parlait en bonne mère et comme elle endoctrinait volontiers ceux de ses amis qui aimaient ses conseils. Mais elle se mettait véritablement en colère contre ceux, qui ne les suivaient pas.

L'amour de l'ordre, une bienveillance active et une prudence consommée étaient les ressorts principaux qui animaient le caractère de Mde. Geoffrin.

Toutes les sottises lui donnaient de l'humeur, surtout celles de ses amis, et comme on ne peut pas gronder tout le monde, et qu'elle avait tout reduit en principes, sa règle était de ne gronder que ses amis.

Stanislas Poniatowski, recommandé à Mde. Geoffrin lorsqu'il vint à Paris dans sa jeunesse, avait reçu d'elle de grandes marques d'intérêt, entre autres elle avait payé ses dettes, pour le tirer de prison, ce qui fonda entre eux une liaison constante et intime d'amitié et de correspondance. Dans ses lettres il l'appelait sa chère maman et elle le

nommait son fils. Quand il fut élû Roi de Pologne, voici le peu de mots qu'il lui écrivait: „Ma chère Maman, je règne, ne me grondez pas."

L'origine de Mde. Geoffrin est extrêmement obscure. Il parait qu'elle avait été pauvre, mais fort belle et que cette dernière qualité a engagé Mr. Geoffrin, premier possesseur de la fabrique des glaces et fort riche, de l'épouser.

On avait de la peine à retrouver quelques restes de cette beauté qui avait autrefois enchanté ses contemporains, sans les rendre autrement heureux, car Mde. Geoffrin a été fort sage, malgré la laideur et la bêtise de son mari. Son seul amusement était de jouer de la trompette marine; se plaignant pourtant un jour de s'ennuyer beaucoup, on lui proposa de lire, et après bien de débats sur le choix du livre, il emporta un tome de Moréri. Le lendemain on lui demanda, s'il était content de sa lecture, il répondit: „que cet auteur était trop scientifique pour lui, qu'il ne le comprenait pas plus, que s'il avait écrit en Grec."

Alors on voulut savoir de lui, ce qu'il n'entendait pas; il prit le volume de ce Dictionnaire, qui est imprimé en deux colonnes, et passant toujours de la ligne d'une colonne à celle de l'autre, qui était vis-à-vis, il leur demanda de leur dire en conscience, s'ils comprenaient quelque chose à ce Galimathias.

La manière d'être de Mde. Geoffrin, peut se comparer au style de La Fontaine. Il y avait beaucoup d'art; mais cet art ne paraissait pas. Tout en elle semblait très ordinaire, et pourtant personne ne l'égalera jamais en voulant l'imiter.

Tout chez elle était raisonné, facile, commode, utile et simple; son ton bourgeois et son langage commun don-

naient à son discours plein de sagesse et de raison, un caractère piquant et quelquefois sublime. Elle aimait les sentences et les maximes; en voici une qu'elle prouvait par son exemple et qu'elle avait fait mettre sur ses jetons d'argent: „L'économie est la mère de l'indépendance et de la libéralité."

Une autre, qu'elle pratiquait et qu'elle avait fait encadrer, disait: „Il ne faut pas faire croître l'herbe sur le chemin de l'amitié."

Le genre d'esprit favori de Mde. Geoffrin était celui des comparaisons et elle en a trouvé, qui sont infiniment justes et ingénieuses.

„Si je considère, disait-elle, l'inégalité des richesses, les excès de l'opulence et de la misère répandue sur le genre humain, je crois voir une quantité de petits enfans étendus sur le plancher d'une chambre en hiver, et qui n'ont entre eux qu'une seule couverture trop courte et trop étroite, pour les couvrir tous."

„Chacun s'efforce pour tirer la couverture à soi et découvre tantôt une épaule et tantôt une jambe de son petit voisin, mais ceux qui sont au milieu, quoique ils étouffent de chaud, tirent si fort dans tous les sens, qu'une quantité de ces pauvres petits, qui sont au bord de la couverture, restent nuds et meurent de froid."

Elle comparait la société de Paris et ses individus à une quantité de médailles renfermées dans une bourse, lesquelles à force de s'être frottées longtems l'une contre l'autre, avaient usé leur empreinte et se ressemblent toutes.

Mde. Geoffrin, méthodique et compassée en tout ce qu'elle faisait, l'était aussi dans la distribution des heures de sa journée.

Elle avait des heures fixes dans l'après-dînée, pour faire rencontrer ensemble les différentes classes de personnes, qui pouvaient se convenir, et souvent c'étaient des rendez-vous d'affaires, qui se traitaient chez elle et dont elle était la médiatrice. C'était une grande contradiction pour elle quand une visite indiscrète venait troubler ses arrangemens.

Le Général Clerk, membre du Parlement et du parti de l'opposition, était venu à Paris fort recommandé par Lord Shelburne. Il était fort fêté, surtout par les gens de lettres, et on l'avait présenté à Mde. Geoffrin comme un homme savant et jouant un rôle considérable dans son pays. Elle le pria à dîner, et lui, étant resté le dernier sans faire mine de vouloir partir, elle lui demanda, s'il n'allait point au spectacle, disant, qu'on donnait une nouvelle pièce et qu'il fallait s'y rendre de bonne heure. „Non, Madame, répondit-il, je n'aime pas le spectacle français." Vous aimez mieux sans doute vous promener et, par le beau tems qu'il fait, vous trouverez beaucoup de monde aux Tuileries. — „Non Madame, je n'aime pas la promenade." — Mais apparement vous avez beaucoup de connaissances et par conséquent beaucoup de visites à faire? — „Oh non, Madame, je ne fais point de visites." — Mais Monsieur, dit Mde. Geoffrin impatientée, vous devez bien vous ennuyer toute l'après-dînée. — „Pardonnez-moi, interrompit le Général, quand je suis quelque part, après mon dîner je cause et je reste." Il resta effectivement enraciné tout le long de la soirée, s'invita à souper, sortit le dernier de la compagnie et ne revint plus, car Mde. Geoffrin le consigna à sa porte pour toujours *).

*) La „Correspondance littéraire du Baron de Grimm" rapporte le même fait. Tom. I.

Plusieurs services, que Mde. Geoffrin a rendus à la Princesse d'Anhalt, mère de l'Impératrice Cathérine, et au Comte de Bezkoy, que cette Princesse aimait beaucoup, et à la fameuse Anastasie, par la suite sa favorite intime, ont produit la liaison et le commerce de lettres, qui a existé entre Cathérine et Mde. de Geoffrin.

Cette dernière avait acquis un droit tout particulier d'écrire librement tout ce que son zèle pouvait lui inspirer. Lorsque le manifeste sur la mort de Pierre III parut, Mde. Geoffrin osa mander à l'Impératrice le mauvais effet, que ce mémoire, si contraire à ce que tout le monde savait, produisait dans le public.

Cathérine, sans en être blessée, répondit: hélas! Madame, ce mémoire n'a pas été composé pour les pays étrangers, il a été fait pour un peuple, auquel il faut dire ce qu'il faut croire. J'ai lû cette lettre, remarquable par sa naïveté et son indulgence, et je puis en attester l'exacte vérité.

Mde. Geoffrin avait une science phisionomique assez singulière. Elle prétendait de reconnaître le caractère des gens par leur dos, et cela donna l'idée à un peintre de ses amis de faire son portrait d'une manière fort ingénieuse. On voyait dans ce tableau Mde. Geoffrin par derrière dans sa robe de chambre grise, son linge plat et sa coiffe noire, au fond d'une avenue et prête à entrer dans le Cloître où elle avait coutume de faire tous les ans une rétraite. Sa ressemblance était frappante, quoiqu'elle tourna le dos aux spectateurs.

Mde. Geoffrin avait une fille qui ne lui ressemblait ni de figure, ni d'humeur, ni de caractère, aussi ne l'aimait-elle guères et disait, que c'était un oeuf de canard, qu'elle

avait couvé. Cette fille était Mde. de la Ferté Imbeault; elle avait été fort belle et sa mère l'avait forcée d'épouser un mari vieux, jaloux et pauvre, pour lui donner un grand nom, ce qui a été la source de leur mésintelligence. Délivrée de bonne heure de la tyrannie de son mari, son premier soin fut de s'affranchir de celle de sa mère, qui fut obligée de prendre patience, voyant que sa fille avait héritée d'elle la fermeté, l'esprit et la violence de caractère, suffisante pour lui résister et pour être maîtresse absolue de ses volontés.

Mde. de la Ferté Imbeault était bonne, franche, gaie, vive, brusque et bruyante, parcequ'elle était fort sourde. Elle s'était donnée une existence très singulière en se donnant pour folle. Ce rôle, qu'elle appellait son domino, était joué par elle si parfaitement, que des sots y étaient trompés, et qu'il faisait les délices des gens d'esprit avec lesquels elle vivait. Elle soulevait de tems en tems ce joli masque si agréable à l'amour propre de tout le monde, pour montrer adroitement les coins les plus intéressans de la figure naturelle et mêlant la vérité aux extravagances, le savoir à l'ignorance et la sagesse à la déraison, elle savait faire aimer et respecter sa folie.

Ses succès en ce genre, joints à son goût pour les chansons et les divertissemens du bon vieux tems, inspirèrent à son imagination un plan, dont l'exécution la rendit presque célèbre à Paris et dans les pays étrangers.

Se rappelant les plaisirs joyeux de la fête des foux et de la mère folle à Dijon et les productions piquantes du régiment de la Calotte, elle donna à ses idées une forme moins satyrique, plus décente et encore plus gaie, parceque c'était de la folie toute pure et fonda l'ordre des Lanturlus.

Ses loix principales étaient de n'avoir pas le sens commun, de faire des chansons et de dire des bêtises spirituelles.

Il était divisé en deux classes, celle des *Lampons*, parceque le réfrain de ses chansons était: Camarades, Lampons; et celle des *Lanturlus* dont les chansons finissaient par: Lanturlu, Lanturlu.

Mde. de la Ferté Imbeault s'était déclarée Reine de cet ordre et distribuait à ses favoris les charges de la couronne. Non seulement toute la société était Lanturlus, mais aussi beaucoup de grands Seigneurs ont été admis à cet honneur, entre autres: Paul I, alors Grand-Duc de Russie, le Prince Henri de Prusse, les Ducs de Gotha et de Weimar, et même les *deux frères de* Louis XVI ont demandé à être reçus, mais l'étiquette de Versailles était trop sérieuse pour se prêter à ces folies, que la gravité pincée du Prince Henri n'avait pas dédaignées. Je le vis pourtant faire une grimace fort plaisante, lorsqu'on l'obligea à se mettre à genoux, pour baiser la main de notre Reine.

Malgré toutes ces folies Mde. de la Ferté Imbeault faisait plus de cas de la raison solide que du simple esprit; elle passait ses matinées à lire les auteurs anciens, surtout Plutarque et Montaigne. Elle avait été amie intime du Président de Montesquieu, mais elle était un peu brouillée avec les gens de lettres, parcequ'ils la croyaient plus dévote, qu'elle ne l'était, à cause de ses liaisons avec Mde. de Marsan, la Patriarche des dévotes.

Ici je dois noter comme une chose singulière, que c'est Mde. de la Ferté Imbeault qui a introduit Mr. de Condorcet dans le monde et qui a commencé sa fortune. Ce pauvre Marquis était arrivé recommandé à elle fort dégueuillé et n'ayant d'autres richesses, que son grand savoir en Mathé-

matique et son livre du calcul intégral et différentiel. Mde. de la Ferté Imbeault le prit dans une grande affection; elle ne l'appelait que son intégral.

Elle le produisit à la Cour, lui fit avoir une pension, mais prenant bientôt une place distinguée parmi les philosophes, il tourna le dos à sa protectrice; toute fois son ingratitude ne lui fit pas autant de mal qu'au Duc de la Rochefoucault, qu'il a fait massacrer.

La société, que Mde. de la Ferté Imbeault cultivait et amusait le plus, était celle du Marquis de PONT-CHARTRAIN; elle y vivait intimément avec le Duc de NIVERNOIS et Mons. de MAUREPAS.

L'amitié de Mde. de Marsan lui attirait celle des enfans de France; elle était fort bien à la Cour de Mesdames, extrêmement liée avec les principales personnes du Parlement, et tout cela, joint à une bonne maison, lui valait une considération, qui l'emportait sur le ridicule, qu'elle voulait bien se donner. De tous les gens de lettres, qui fréquentaient la maison de sa mère, elle ne voyait que Mrs. Grimm et Burigny.

Ce dernier, plus respectable par ses vertus et la grande simplicité de son caractère, que par ses écrits, avait été soigné dans sa vieillesse par Mde. Geoffrin; mais sa décrépitude a été honorée et égayée dans la maison de Mde. de la Ferté Imbeault d'une manière si touchante que jamais père, entouré de sa famille, n'a paru plus heureux.

La bonhomie et l'imagination, couleur de rose de Mde. de la Ferté Imbeault, ont vû ainsi que moi fort en beau les commencemens de la révolution, mais sa raison en a pressenti les malheurs bien plutôt que moi, et elle a eu le

bonheur de mourir quelques mois avant les scènes affreuses du terrorisme.

---

Wir glauben unſeren Leſern einen Dienſt zu erweiſen, indem wir ihnen einen Brief vorlegen, den Madame Geoffrin aus Wien nach Paris ſchrieb, und welcher eine Schilderung des kaiſerlichen Hofes und der damaligen geſelligen Verhältniſſe in Wien giebt.

Es iſt bekannt, daß Mad. Geoffrin zu der obenerwähnten Reiſe nach Warſchau durch den König von Polen veranlaßt wurde, der die Aufmerkſamkeit hatte, ihr daſelbſt eine Wohnung finden zu laſſen, die genau ſo eingerichtet war, als die ihrige in Paris.

Madame Geoffrin à Monsieur Bautin, le fils, receveur général des finances à Paris.

A Vienne, ce 12. Juin 1766.

Mon cher petit ami. Je vous crois de retour de vos voyages, au moins le serez-vous, quand cette lettre sera à Paris. Je suis sûr, que vous serez bien aise d'y trouver de mes nouvelles. Je suis arrivé à Vienne samedi au soir et en parfaite santé. J'ai eu pendant tout le voyage ces certaines belles couleurs, que j'avais pendant celui du Housset, quoique je n'aie point bû le petit coup, ni chanté la chansonnette.

Je ne me suis pas ennuyée un seul instant pendant le voyage, je n'avais pour compagnie que mes deux femmes que j'avais prié de causer entre elles en toute liberté; elles ont souvent dit des choses qui m'ont divertie. J'avais porté des livres; je n'en ai pas ouvert aucun que celui des postes

d'Allemagne, et cette jolie carte qui m'avait mis si injustement et si ridiculement en colère. J'ai fait une pose en chemin à Durlach, où j'avais un ami. J'ai été tant accueillie par le Margrave et la Margrave, que nous avons eu les yeux mouillés en nous séparant. J'y ai été aussi à mon aise que je le suis chez moi; on m'a fait promettre d'y retourner.

Le prince et la princesse ont de l'esprit et du goût pour les arts, mais cela n'est ni éclairé, ni conduit; cette petite cour là est magnifique et servie à la française. Voilà mon premier succès dont mon petit ami se serait rengorgé, mais tout ce que je vais lui dire est bien pis que tout cela.

Il faut vous dire que mon voyage a fait mille fois plus de bruit à Vienne qu'à Paris. Il y avait quinze jours que le Prince de Kaunitz avait donné ordre aux postes que l'on l'avertisse de mon arrivée. Moi, je vous dirai dans la plus grande droiture de mon coeur, que je comptais passer 3 ou 4 jours à Vienne dans mon auberge, où j'aurais vû quelques hommes, que j'étais bien sûr qui seraient bien aise de me voir, et de repartir sans avoir rien vû.

Il en a été tout autrement. Dès le lendemain de mon arrivée, ma chambre n'a pas été ouverte, qu'elle a été remplie de valets de chambre et des pages pour me complimenter; savoir de mes nouvelles et me prier à dîner, et à onze heures les Ambassadeurs de toutes les Cours et tous les Seigneurs que j'ai reçus chez moi depuis bien des années et dont je ne me souvenais plus, sont venus me voir, avec des expressions de reconnaissance et de sentiment dont j'ai été confondue.

La Princesse Kinsky, qui en est une autre que celle de Paris, qui est la plus charmante personne qu'il soit possible

d'imaginer, est venue chez moi, et s'est tellement emparée de moi que nous ne nous quittons pas d'un seul instant.

Le Prince Galitzin est la première personne considérable que j'ai vûe; il est venu chez moi le soir même de mon arrivée. Il m'a prié à dîner pour le lendemain, il voulait m'emmener chez lui, mais n'ayant pas voulû accepter tous ses offres, il m'a donné tout ce qui me manquait dans mon auberge. Il m'a envoyé tous les matins du café à la crême; son carosse est le mien, enfin je suis comblée et accablée de ses attentions. Quand je ne dîne point chez lui, on le prie à dîner où je dîne, enfin nous nous ne quittons pas.

C'est un homme adorable. Je vous prie, de le dire au Pr. Galitzin, votre voisin, en voulant bien lui faire de ma part mille tendres complimens.

Le Prince Kaunitz qui est ici non seulement le premier Ministre, mais aussi le Premier-Ministre de tous les Premiers-Ministres de l'Europe, a un pouvoir absolû et une représentation d'une dignité et d'une magnificence inimaginables. Il a un jardin à deux pas de Vienne, où on va dîner tous les jours; on y fait la meilleure chère possible et servie avec une élégance charmante; il a une soeur qui est veuve qui fait les honneurs de chez lui, et avec une politesse et une attention qui enchante tout le monde.

Le Prince après le dîner, sur les 5 ou 6 heures, revient en ville pour ses affaires. La compagnie va de son côté faire chacun ce qui lui convient, et l'on revient le soir en ville dans son appartement au palais impérial.

Cet appartement est superbe, bien éclairé et rempli de toute la Cour et la ville, et on y est comme si on était dans son boudoir. On se cantonne, on demande une table

sur laquelle on s'appuie sans jouer et on cause jusqu'à onze heures. On ne soupe point, dans toute la ville on donne des rafraîchissemens.

J'y passe toutes mes soirées, et j'ai la distinction, dont tout le monde me fait de grands complimens, que le Prince de Kaunitz est assis à côté de moi et qu'il me parle avec beaucoup intimité, et là on me fait des présentations sans fin, en me parlant de ma grande réputation et de mon grand mérite.

Vous autres qui vous vous moquez de moi toute la journée, vous seriez confondus, si vous voyez le cas que l'on fait de moi ici! Le lendemain de mon arrivée la Princesse Kinsky avec le Prince Galitzin m'ont mené promener à une promenade publique, qui est comme sont les Champs-Elysées.

L'Empereur y était avec une des Archiduchesses en calèche; il venait à notre rencontre, je le vis autant qu'il m'était possible en passant; il me regarda et fit des mines à Mde. de Kinsky; après trente pas le carosse s'arrêta et on cria: „Voilà l'Empereur qui revient."

Je me mis sur le devant du carosse pour le voir mieux, sa calèche s'arrêta. Il sauta en bas, et vint à la portière du carosse et me dit; „que, comme il partait la nuit pour aller à un camp, il avait été très empressé de me connaître." Il me dit: „que le Roi de Pologne était bien heureux d'avoir une amie comme moi."

Je fus confondue et n'ai jamais été si bête; enfin je lui dis: „comment, est-il possible que votre Majesté Impériale sache que je suis au monde?" Il me dit: „qu'il me connaissait très bien, et qu'il savait tout ce que j'avais quitté en quittant ma maison."

Enfin il me parla comme s'il avait été à nos petites soupers de mercredi.

Je voulus me jeter en bas du carosse pour me prosterner, il m'en empêcha avec une grace infinie. Hier j'ai vû l'Impératrice douairière regnante, et toute la famille royale à Schönbrun.

L'Impératrice m'a parlé d'une bonté et une grace inexprimable; elle m'a nommée toutes les Archiduchesses, l'une après l'autre, et les jeunes Archiducs.

C'est la plus belle chose que cette famille qu'il soit possible d'imaginer.

Il y a la fille de l'Empereur, arrière petitè-fille du Roi de France; elle a douze ans; elle est belle comme un ange. L'Impératrice m'a recommandée d'écrire en France que je l'avais vûe cette petite, et que je la trouvais belle. En quittant l'Impératrice, elle m'a donné sa main à baiser, et comme je lui ai demandé la permission à mon retour de lui présenter mes respectueux hommages, elle m'a dit: „Je serais jalouse, si vous retourniez par un autre chemin."

Enfin je crois rêver. Je suis ici plus comme que je ne le suis dans la rue St. Honoré et de la façon du monde la plus flatteuse, et mon voyage y fait un bruit, depuis quinze jours, incroyable. En voilà bien long, mon cher petit ami, mais j'ai crû que je devais ce détail à votre amitié. A Varsovie je vous en ferai un autre. Adieu jusque là. Je vous aime et vous embrasse, mon cher petit, de tout mon coeur et, en vérité, cela est bien vrai.

Je dis hier au soir au Prince de Kaunitz: „Mon Prince, la Reine de Trébisonde ne pouvait pas être mieux reçue que moi;" il me répondit: „personne ne peut être vû ici avec plus d'estime et de considération que vous; vous êtes

respectée plus que vous ne pourrez jamais vous l'imaginer." Il est bien sûr, que je ne l'ai pas imaginé et que je ne l'imagine pas encore! Vraiment, vraiment, j'oubliai de vous parler de l'homme que le Roi de Pologne m'a envoyé pour me conduire chez lui. C'est un gentilhomme qui a le titre de Capitaine. Il parle toutes les langues; il est très entendu; il a à sa suite des meubles pour meubler les auberges, où je coucherai, vaiselle d'argent, cuisiniers, provisions et généralement tout ce qu'il est possible d'imaginer pour rendre mon voyage très commode.

Hé bien, mon cher petit ami, malgré mes succès, ma gloire et tous les honneurs que l'on me rend, je sens que le plaisir que j'aurais de vous revoir et tous mes amis, me sera bien plus sensible encore que tout cela, et que je vous aimerai tous encore, s'il est possible, plus que je ne faisais.

Mille tendresses à mon petit chat, à Mde. la Vicomtesse, à Mr. votre frère et à Mde. votre belle-soeur, et dites à Mr. de Chauvelin, que je compte sur son amitié, que j'en suis touchée et très reconnaissante. Faites-lui part de mes succès, afin qu'il ne se répente pas de m'aimer.

Des complimens aussi honnêtes et affectueux à Mr. l'Abbé Chauvelin, je n'ai que lieu de me louer de lui. Enfin, mon cher petit ami, entretenez-moi dans le souvenir de toutes les personnes qui m'honorent de leur bonté et de leurs amitiés.

Voilà encore que j'oubliai de vous dire que l'Impératrice m'a trouvée le plus beau teint du monde. Vous voyez que ceci est une confession générale.

Enfin je pars demain de Vienne.

Die Vereinigung von ausgezeichneten Staatsmännern bei der deutschen Reichsversammlung in Regensburg, die Kenntnisse besitzen mußten, um ihre Posten auszufüllen, öfters mit Geist begabt waren, und denen ihre Verhältnisse erlaubten, eine große Gastfreiheit auszuüben, machte diesen Ort bis zur Auflösung des deutschen Reichs im Jahre 1806 zu einem der angenehmsten in Deutschland.

Gleichen hatte ihn im Jahre 1779 ebenfalls gewählt, und seine günstigen Vermögensumstände gestatteten ihm, auch ohne Anstellung, in seinem Hause Freunden und Bekannten, so wie Fremden, Annehmlichkeiten zu gewähren, die durch seine Liebenswürdigkeit und den Reiz seiner Unterhaltung erhöht wurden.

Der möglichen Einförmigkeit des dortigen Aufenthalts gab er durch öftere Reisen in und außerhalb Deutschlands Abwechselung, und vermehrte jedesmal den Schatz seiner gesammelten Kenntnisse mit neuen Erfahrungen und Beobachtungen.

In diese Zeitepoche fallen mehrere Reisen, welche er unter der Regierung des Kaisers Joseph II. und Leopold II. nach

Wien machte, und wir bringen daher zum Schluſſe diejenigen Aufſätze bei, welche er über jene Monarchen, und über den Fürſten Kaunitz hinterlaſſen hat.

## JOSEPH II. ET LÉOPOLD II.

L'Empereur Joseph haïssait la flatterie, mais il ne dédaignait pas un éloge transformé en critique, ou une louange, dont le ton prouvait, qu'elle n'avait pas été faite pour lui être redite: j'en suis un exemple.

Une Dame, qu'il aimait beaucoup, m'a confié que je dois le commencement des bonnes graces, dont Il m'a honoré, à une phrase assez libre, qui m'est échappé dans une lettre, écrite de Vienne au Baron de Frankenberg à Gotha; je lui disais: „que ce Monarque ressemblait à un ragout parfait, où rien ne domine.“

Effectivement ce Prince n'avait aucune de ces qualités saillantes, qui dépassent les autres et qui marquent ordinairement dans le caractère d'un grand homme; toute fois j'ai reconnû depuis, que ma comparaison n'était pas tout-à-fait juste.

Joseph II avait quelques traits dans sa phisionomie morale qui le distinguaient particulièrement.

Il avait une activité rare, qui le rendait capable de faire quatre fois plus qu'un homme ordinaire; aidé par l'heureuse facilité de passer d'un travail à l'autre, sans qu'aucune des idées précédentes se mêlat aux subséquentes. Mais cette activité, d'ailleurs si précieuse, devenait un défaut en lui, parcequ'elle était souvent trop minutieuse et toujours fouettée par une impatience, qui dévançait quelquefois la réflexion, la marche des lumières qu'il répandait, et le moment de l'opportunité.

Il s'est pressé de regner, comme s'il avait prévû, qu'il n'avait pas de tems à perdre, et bien des choses qu'il a faites, ont soutenu sa Monarchie chancelante, surtout l'égalité de la justice pour toutes les classes, qu'il a introduite, est devenue la source de l'attachement que son peuple a témoigné à ses successeurs. La plus belle qualité peut-être de Joseph II si impatient pour agir, était sa patience pour supporter la contradiction, sa longanimité et son mépris des offenses.

Tout ce que la bêtise, l'ignorance, la mauvaise volonté et malice ont de plus revoltant, il l'a éprouvé dans l'exécution des changemens qu'il voulait faire.

On contrariait ses projets, tantôt par trop de précipitation, qui ne lui laissait pas le tems du repentir, le tout pour avoir la satisfaction de pouvoir lui reprocher la mauvaise réussite d'une entreprise nouvelle. Tout autre que lui aurait fait pendre et rouer, mais il n'opposait à ces contrariétés qu'une vigilance et une fermeté imperturbables. Il était naturellement calme et n'a jamais donné une preuve d'emportement, mais sa justice était sévère; il la regardait comme son premier devoir, et comme la principale vertu d'un Monarque.

Il craignait d'être ce qu'on nomme un bon Prince, mais il avait moins sujet qu'un autre, d'avoir peur d'être la dupe de son coeur peu sensible, jamais tendre. Sa bonté se bornoit à aimer le peuple, à ne haïr personne; à être débonnaire, communicatif, affable, même familier avec tout le monde et singulièrement aimable pour ceux qui étaient de sa société. Mais il n'avait point de favori, point de maîtresse, point de Ministre jouissant d'un grand crédit; jaloux de son autorité il était fortement en garde, pour être gou-

verné par personne. Il parlait beaucoup, comme tous les Princes de sa maison, mais quoique trop verbeux, il contait agréablement et le style de son discours se serrait et devenait énergique quand, dans le tête-à-tête, il traitait une matière intéressante.

Personne ne questionnait mieux que lui, ni n'excitait plus de confiance par sa familiarité et sa cordialité; ses questions avaient l'air et souvent l'intention de chercher un conseil, mais il ne cherchait ordinairement que d'en trouver un qui s'accordait avec son avis.

Quoiqu'il eût l'esprit très-cultivé, il n'aimait que les sciences utiles et détestait les spéculations. Il connaissait parfaitement les défauts et les ridicules des Viennois, s'appliquait à les corriger, à plier leur roideur et à humilier leur morgue; il leur donnait lui-même l'exemple de la politesse et tâchait d'abattre les prétentions de leur vanité, autant que l'aristocratisme de leurs départements. La simplicité de son costume, de son étiquette et de toute sa manière d'être, avait le caractère d'une noble assurance de sa grandeur, bien plus que d'une singularité, car cette simplicité lui était naturelle.

Son économie était plus louable en général, que bien entendue dans ses détails; son grand défaut, et en vérité il en avait peu, était d'avoir été trop peu généreux. Il pensait que, parcequ'il sacrifiait toute sa vie au service de l'état, sans se payer par les dépenses, que d'autres Souverains faisaient, pour satisfaire leurs passions, tous les citoyens devaient de même se vouer à l'intérêt du bien public, sans autre récompense que celle, d'avoir bien fait leur devoir.

L'exemple de Frédéric II lui avait inspiré l'espérance de pouvoir faire comme lui. Il est certain que jamais

Prince n'a été si bien servi, ni à si bon marché, que ce Roi; mais aussi jamais Prince n'a sû nuancer plus finement, ni avec plus de justesse les récompenses réelles et imaginaires que lui, et l'avarice de son père qui avait précédé sa petite lésine, la rendait non seulement supportable, mais lui donnait même un air de libéralité. Je finirai par une anecdote plus intéressante que toute autre pour mon esprit et mon coeur. Elle est un exemple bien singulier d'une étrange sévérité, de la justice de Joseph II exercée sur un coupable et sur lui-même.

Le Lieutenant Colonel Székely estimé et aimé de tout le monde, s'était rendu célèbre par plusieurs guérisons difficiles, qu'il avait opérées avec des remèdes, que lui fournissaient les Rose Croix; mais ces Mrs. l'avaient induit, par l'espérance de la pierre philosophale, à leur donner le peu d'argent, qu'il avait et une partie de celui qui se trouvait dans la caisse de la garde hongroise, dont il était le trésorier; le terme pour visiter cette caisse approchait et, se voyant perdu, il alla se jetter aux pieds de l'Empereur, et crût, qu'en s'accusant lui-même avant la découverte de son crime, il pourrait exciter la clémence du Monarque, par cette preuve de confiance en sa générosité.

Mais Joseph II, qui haïssait particulièrement les Rose Croix, le fit juger par un tribunal de justice, et non content de la sentence qui condamnait Székely à un long emprisonnement, le Prince, irrité à un point inconcevable, cassa la sentence et ordonna que le lieutenant-colonel soit exposé au pilori et enfermé pour le reste de ses jours.

Alors parût une libelle dans laquelle la cause était plaidée de la manière la plus touchante et l'extrême sévérité de l'Empereur dépeinte avec les couleurs les plus noires.

On le mettait au-dessus des Nérons et des Caligula. L'Empereur ayant lû ce libelle, ordonna qu'on permit de le vendre, fit mettre Székely en liberté, donna une pension à sa famille et écrivait à l'Archiduc Ferdinand à Milan, où j'étais alors, par le même courrier qui nous apporta ce libelle: „Des raisons importantes m'ayant déterminé à laisser dorénavant un libre cours à la justice, et à renoncer à mon privilége de faire grace; vous, qui êtes mon représentant en Lombardie, vous vous abstiendrez également de faire aucun changement aux sentences criminelles des tribunaux."

Je vois avec admiration dans la marche de toute cette aventure, que l'âcreté offensante et injurieuse de ce libelle n'a point empêché Joseph II de sentir la grandeur de sa faute, en le lisant, que son repentir n'a point excédé dans la mesure de la reparation, et qu'il a eu le noble courage de se punir lui-même en faisant publier l'exposé horrible de ses torts; mais que reprenant le ton de Monarque absolu dans la dépêche envoyée à son frère et qui, sans doute, a été un circulaire, il a imprimé singulièrement le cachet de son caractère; car c'est aux dépens de la clémence du Souverain, qu'il a bien voulu sacrifier la rigueur arbitraire à la justice inaltérable des loix.

Léopold II avait beaucoup de rapports avec l'Empereur son frère, mais ces rapports étaient différemment nuancés. Son activité plus pensive, plus concentrée que remuante, n'était ni impatiente ni prématurée; au contraire souvent trop retardée par une humeur hypocondre, ou par des excès de sagesse et de prévoyance. Il semblait avoir choisi pour maxime le *Festina lente* d'Auguste. Il se donnait du tems pour regner et il aurait érigé des colosses de prospérités, s'il avait pû regner longtems. Ce prince était minutieux,

mais seulement dans la spéculation et la formation de ses projets, et nullement dans sa manière de travailler, car il ne faisait rien, de ce qu'un autre pouvait faire à sa place.

Léopold aimait les arts et les sciences, même spéculatives, car il était devenu à la fin de sa vie très savant Janséniste. Il était moins sensible que Joseph, ami plus tendre avec les femmes. Il était plus communicatif que sincère, plus tolérant que bon, plus accessible que populaire, n'affectionnant personne, mais aimant son peuple, comme un père soigneux et éclairé. Encore plus jaloux de son autorité que Joseph II, il n'avait à Florence que Favante, qui écrivait tout, sans avoir le moindre crédit. Léopold était taciturne ou parleur, selon l'assiette de sa santé.

Sa simplicité n'avait point le caractère de dédaigner la pompe, comme celle de Joseph II, mais plutôt l'air d'une épargne excessive, surtout dans les dernières années de son règne en Toscane. Alors ayant été admis dans un mauvais petit château près de Florence, où il s'était retiré, j'y ai passé une heure, sans avoir vû ni gardes, ni gentilhomme, ni valet de chambre, en un mot personne, excepté une femme de chambre qui était placée près de la fenêtre d'un boyeau, servant d'antichambre à l'appartement de la Grande-Duchesse; celle-ci était en casaquin comme une petite bourgeoise et causait ainsi.

Elle nous dit, de prendre des chaises. Peu de tems après le Grand-Duc arriva dans un mauvais frac brun, sans ses ordres, have, sec, et fort hypocondre; il parla peu ce jour-là, mais il m'apprit pourtant quelque chose de remarquable, il me dit: „que dans sa tournée, pour visiter toutes les maisons de campagne des Médicis, il avait trouvé dans une cache, pratiquée dans le mur, un grand nombre de

poisons avec des étiquettes, qui marquaient les époques de leurs effets et leurs différens emplois.“ Il ajouta, „que lui-même les avait portés à l'Arno pour les submerger en sa présence.“

La passion morale dominante des deux frères était la justice, mais celle de Léopold était clémente, équitable et nullement sévère. C'est ce qu'il a prouvé par son code criminel, si sublime pour la profonde sagesse des précautions qu'il préscrit, si admirable pour la clarté de son laconisme et si digne d'éloges pour la merveilleuse humanité de ses intentions.

Ce bon Prince plus soigneux de corriger que de punir, s'est particulièrement étendu dans son code sur le régime moral des maisons de force et a proportionné la durée des peines à celle de l'amendement des malfaiteurs.

Bien plus occupé de son peuple que de sa personne et de sa bourse, il a défendu dans ce code les tortures cruelles, les peines raffinées et les procedures extraordinaires qu'on employa partout ailleurs pour découvrir et punir les attentats contre le souverain, et il a déclaré qu'étant payé pour maintenir la sûreté publique, il rembourserait ce qui aurait été volé dans les rues et sur les grands chemins.

Quel législateur a jamais été si peu égoiste, si humain et si généreux! Je sais de science certaine, que Léopold a composé et écrit ce code lui-même et de sa propre main. Voilà le monument, qui seul devrait suffire pour éterniser sa mémoire et fermer la bouche au jugemens absurdes et détracteurs, que des gens indignes de juger ce Prince, ont osé porter sur lui, dans un pays où il n'a pas eu le tems de se faire connaître.

Léopold est aussi l'auteur d'une machine de police la plus parfaite qui ait jamais été imaginée.

Il l'avait composée de tout, ce que celles de Paris et de Vénise avaient de plus ingénieux et de plus admirable pour imiter la Providence.

Lui-même la surveillait sans passions, sans personnalité, avec l'indulgence, la discrétion, la sagesse et le secret d'un excellent confesseur. Si après lui on a transformé cette belle machine en un tribunal d'inquisition, ce n'est pas sa faute. Elle a eu le sort de toutes les choses les plus excellentes, qui sont sujettes aux plus grands abus. On dirait que cette punition soit attachée à l'audace humaine qui ose viser à la perfection. C'est cette police, ce second chef-d'oeuvre de Léopold qui a été la seule chose qu'on lui ait reprochée à Florence. Mais elle a été précisement la branche la plus louable, la plus sage et plus parfaite de son gouvernement, outre qu'elle avait le mérite d'assurer la sûreté des individus et du souverain, sans charger l'état d'une nombreuse garde de soldats, dont elle tenait lieu; cette vigilante bienfaitrice diminuait les crimes en les prévenant, et servait de base à un code criminel le plus doux qu'on ait jamais pû faire, pour constater la vie précédente des coupables accusés, et pour en tirer présomptions pour ou contre la crédibilité des témoins.

J'ai vû arriver Léopold à Vienne en 1790. Je dois avouer qu'à ma grande surprise je l'ai trouvé si différent pour la figure, l'embonpoint, l'humeur et les manières, qu'entrant chez lui, je croyais, que c'était un autre homme, qui avait pris sa place, et pendant toute la demie heure, que je lui ai parlé, je n'ai absolument rien trouvé qui me le rappellat.

Cet homme que j'avais vû cinq années auparavant si maigre, si triste, si mélancolique et si silencieux, était gros et gras, gai et d'une loquacité presque indiscrette, car il me passa en revue l'état de sa Monarchie ébranlée par la dernière guerre avec les Turcs, par le mécontentement de la noblesse de Bohème, par les dangers de la diète prochaine en Hongrie, et par la révolte des Pays-bas; après quoi il me fit l'énumération de ses craintes, fort augmentées par les troubles que la révolution française pouvait répandre sur toute l'Europe, et finit par une phrase qui, en vérité, me paraissait le mot de l'énigme pour se rendre raison de l'étrange résolution, qu'il prit de rétablir la forme du gouvernement de sa mère, abolie par Joseph et le pouvoir bureaucratique des Ministres et des grands Seigneurs.

Voici ce qu'il me dit: „pendant de tels orages il faut se mettre sous un arbre, jusqu'à ce que le ciel devienne plus serein."

Cette phrase annonce non seulement, qu'il ne voulait conserver cette ancienne forme de gouvernement, si contraire à ses principes, que lui-même avait inculqués à son frère, que jusqu'à des tems plus calmes; mais lorsque je la combine avec le caractère pacifique de ce Prince, elle me prouve aussi que son intention n'a jamais été de se mêler sérieusement des affaires en France, ni de lui faire la guerre.

Je lui ai même dans cette première année de son règne entendû faire l'éloge et l'apologie de tant de belles choses, qu'on disait dans l'assemblée nationale, et la note donnée au mois Décembre suivant qui avait l'air d'une déclaration de guerre, n'aurait jamais été suivie jusqu'au bout, si ce Prince eut vécû.

Elle n'avait été demandée par le parti modéré, que comme une ménace qui devait lui servir d'arme défensive contre les Jacobins. Mais ce grand et excellent Monarque mourût deux mois après ..... et la guerre se fit tout de suite après la mort de celui, qui l'aurait déclinée ou qui l'aurait faite tout autrement. Les émigrés et les enragés d'Allemagne, les officiers et les généraux, qui savaient que Léopold n'aimait pas la guerre, Rome et le parti des Jésuites qui le détestaient, le peuple qui rappellait Joseph II, les flatteurs du nouveau gouvernement et enfin les imbécilles qui répètent tout, sans réfléchir, voilà les juges, dont les âmes viles, méchantes, haïneuses et vindicatives, ont osé critiquer, calomnier et condamner la mémoire d'un Prince que la postérité seule est digne de juger; c'est l'ensemble de tous ces partis, qui a composé le monstre à cent milles bouches, dont la dent impure a dévoré la plus belle réputation d'un Prince qui ait existé depuis des siècles!

Qu'on aille en Toscane, qu'on y admire les ruines de ses bienfaits, qu'on y entende les regrets du peuple et même ceux de la noblesse, qui ne l'aimait pourtant pas, parcequ'il ne lui donnait point de fêtes, parcequ'il ne faisait pas assez d'attention à ses priviléges, parceque sa justice la traitait comme tout le monde, et parcequ'enfin sa police espionnante et sévère gênait les passions et l'ancienne licence des Seigneurs Florentins.

Mais après avoir entendu les réparations honorables, que la Noblesse de Florence fait aujourd'hui à ce Prince méconnû par elle, c'est le peuple surtout qu'il faut écouter: quelles bénédictions touchantes données à son ombre! que de larmes qui arrosent encore le tableau qu'ils vous font d'un siècle d'or, dont il leur avait fait connaître les délices!

Voilà les preuves des titres, que cet excellent Prince avait en sa faveur pour prognostiquer ce qu'il aurait fait, s'il avait regné longtems en Autriche.

Mais ne pouvant pas disconvenir que son règne en Toscane n'ait présenté le modèle d'un gouvernement parfait, ses détracteurs ont supposé, qu'il aurait fait tout de travers, parcequ'il était bien différent de gouverner une grande Monarchie, ou bien une petite.

La bonté équitable avec laquelle il avait débuté envers les Brabançons révoltés, en leur offrant tout ce qu'ils avaient demandé à Joseph II, a été dépeinte comme un excès, qu'il avait rendu peu croyable et même comme une fausseté qui cherchait à les tromper, tandis que c'était l'unique moyen de les ramener, s'il avait pû être employé plutôt.

On a tâché d'exalter le mécontentement du peuple au sujet de l'ancien régime, réintroduit, en grossissant les inconvéniens, qui en résultaient, et blamant le démenti que Léopold donnait à ces principes promulgués à Toscane, sans réfléchir, que ce n'était qu'une mesure du moment, comme je l'ai dit plus haut. Ceux même, qui avaient tant souhaité la guerre, l'accusaient de l'avoir provoquée et tâchaient de le rendre responsable des fautes et des malheurs qu'il aurait certainement évitées.

Parcequ'il s'était enfermé souvent avec Bischofswerder, le favori que Frédéric Guillaume lui avait envoyé, et qu'il faisait des expérimens alchimiques avec lui, pour gagner sa confiance, on taxait la politique de ce Prince habile de chercher la pierre philosophale. Le côté par où l'on a le plus tâché de l'attaquer, a été son libertinage qu'on a chargé des couleurs les plus odieuses. Il est vrai, qu'il aimait passionnément les femmes, qu'il avait des maîtresses auxquelles

il donnait beaucoup d'argent, jamais du crédit; mais n'a-t-on pas pardonné à tant d'autres Princes, qui ne le valaient pas?

Enfin pour discréditer par un seul mot ses talens reconnus dans le passé: ils ont dit que ce n'était plus le même homme, qu'il n'y avait qu'à le regarder, qu'il était devenu gras, paresseux, debauché, fastueux et insouciant; qu'il serait à Vienne aussi prodigue, qu'il avait été avare à Florence; que son faste, et ses maîtresses ruinéraient l'état; que sa lenteur n'acheverait jamais rien; que sa timide condescendance favoriserait les soulevemens des provinces, et que son indolence finirait par abandonner les rênes du gouvernement à ses ministres.

Voilà le précis des jugemens, que l'impatience la plus arrogante et la malignité la plus atroce ont prononcés contre Léopold et qui ont été répétés par l'ineptie la plus déraisonnable; on l'a jugé non sur ce qu'il a fait, mais sur ce qu'il aurait pû faire ou ne pas faire.

O toi! le seul Prince que j'aie pleuré, parceque je prévoyais combien ta vie ou ta mort déciderait du bonheur ou du malheur de tant de peuples, reçois ce grain d'encens que j'ai osé offrir à ta mémoire dans cette faible apologie, en attendant la quantité incommensurable de celui que la postérité brulera à ton honneur dans le temple de la vérité! Tu es le héros de mon coeur, moins merveilleux et étonnant sans doute que celui, qui de nos jours commande la terreur et l'admiration, qui est encore plus grand par les maux qu'il a détournés, que par le bien qu'il a fait, et que mon esprit est forcé de mettre au-dessus de tous les hommes!

## LE PRINCE KAUNITZ.

La monarchie autrichienne a eu beaucoup de Généraux célèbres et un seul Ministre —, le Prince de Kaunitz; ce grand homme en politique, marqué dans l'histoire autant par la longue durée de son ministère, que par le traité de Versailles, vit encore dans la mémoire de ses contemporains par ses qualités personnelles et ses singularités.

Il était grand, bien fait, recherché dans sa parure, ridicule par sa perruque à cinq pointes, fort grave dans son maintien, pathétique dans son discours et assez roide; mais sa roideur lui allait bien mieux qu'aux autres Seigneurs autrichiens; elle paraissait lui appartenir de droit, elle avait même les graces d'une contenance naturelle et portait le cachet de la supériorité.

Il ne saluait guère que de la tête ses amis avec un souris paternel, tous les autres avec un air protecteur. Il était bon, juste, loyal, désintéressé quoiqu'aimant et demandant même tout bonnement aux Cours des cadeaux en vins, cheveaux, tableaux et autres articles, qui avaient rapport à ses goûts.

Il parlait en termes choisis, lentement et avec grande réflexion. Personne n'a eu une érudition plus vaste, que lui, dans la terminologie technique, et elle était d'une grande recommandation auprès de lui pour ceux, qui la possédaient. Il se laissait séduire par un mot de ce genre peu connû, autant que le Duc de Choiseul par un bonmot.

Il était savant, aimait les arts, surtout la peinture et protégeait les artistes en tous genres, car même les ouvriers parfaits dans des métiers subalternes étaient honorés de son estime particulière et il avait une véritable passion pour les

ouvrages bien finis, au point qu'un jour, au milieu d'un discours qui l'intéressait beaucoup, il caressa ma plaque d'ordre et interrompit la conversation en disant: „Voilà une plaque qui n'a certainement pas été faite en Allemagne."

Sa prudence, son sang froid, son excellente judiciaire et sa longue expérience lui ont acquis à juste titre le nom du Nestor de la politique de son tems. Il jouissait du bonheur d'avoir un grand nombre de goûts et de n'être sujet à aucune passion. Ses amis se plaignaient du peu de bien qu'il leur faisait, mais ses ennemis n'avaient à se plaindre d'aucun mal, ni d'aucune vengeance de sa part. Il écoutait avec une attention et une patience extrême les détails les plus diffus, et répondait exactement à chaque point; mais il n'admettait guère la réplique.

En général il était pénible, dans les derniers tems surtout, de traiter d'affaires avec lui à cause de sa surdité et de son peu de ménagement: car comme il était difficile d'obtenir une audience particulière, on se trouvait reduit à lui parler fort haut et à s'exposer à une de ses fréquentes incartades devant tout le monde.

Il était fort économe de son travail, et paraissait prodigue de son tems en s'occupant longuement à des choses de fantaisie et souvent à des niaiseries; mais son but était de se ménager beaucoup de tems pour penser et de conserver la tête fraiche et bien reposée.

Une de ses maximes principales, qu'il débitait souvent et dont l'Emp. Joseph aurait dû profiter, était de ne jamais rien faire de ce qu'un autre aurait pû faire à sa place. „J'aimerais mieux découper du papier" disait-il, „que d'écrire une ligne qu'un autre pourrait écrire aussi bien que moi,"

aussi était-il si avare d'écriture qu'il ne signait les lettres de peu d'importance que par un K.

En révanche il s'était imposé la loi de ne jamais quitter son bureau sans avoir expédié tous les papiers qui se trouvaient dessus; de là provenaient les retards et les heures incertaines de ses dîners. A juger de son goût pour le fini et de la lenteur, avec laquelle il soignait tout ce qu'il faisait, il y a apparence que l'écriture devait lui couter plus qu'à un autre, mais le peu qu'il écrivait était parfait.

Ses attentions pour les personnes, qui venaient le voir, étaient rares, par conséquence flatteuses et toujours essentielles, surtout pour des précautions de santé. C'est de lui, qui d'ailleurs disait si peu de choses obligeantes, que j'ai reçu le compliment le plus délicieux qu'on ait jamais fait.

Quand je le vis pour la première fois, il me dit d'un ton grave: „Je me réjouis de faire la connaissance d'un homme, dont beaucoup de monde m'a dit du bien, et personne du mal." Toutes les fois que je pense à ce compliment, je me dis „je suis donc plus heureux que sage."

Malgré la reconnaissance et l'admiration que j'ai vouées à sa mémoire, je dois parler de ses défauts et de ses singularités, parceque ce sont surtout les petites taches, qui intéressent les plus dans la phisionomie d'un grand homme; elles consolent notre petitesse, plaisent à notre malignité et servent parfois à relever la beauté d'un caractère, comme une mouche sur le visage d'une belle femme relève sa blancheur.

Le défaut principal du Pr. Kaunitz était l'égoïsme, mais qui, étant calculé simple et parfait, devenait raisonnable et ne faisait du mal à personne. Il s'occupait avant toutes

choses de sa santé, en éloignant les chagrins, et sacrifiait toutes les convenances à sa commodité, à ses goûts et à son bien-être.

Déjà dans sa jeunesse il avait accoutumé l'Impératrice Marie Thérèse à lui permettre de fermer ses fenêtres et à prendre sa capotte en sa présence, quand il trouvait qu'il faisait trop froid dans sa chambre. Pour se maintenir dans une température égale il avait en hiver un surtout et un manteau, qu'il ôtait ou qu'il prenait alternativement. A la fin du repas on lui portait un miroir, avec tout un attirail de dentiste, et il faisait sans cérémonie une longue toilette de bouche devant toute la compagnie*). Accoutumé à se retirer à onze heures du soir, il ne se gênait ni pour un Archiduc ni même pour l'Empereur, et s'il se trouvait encore à cette heure à son billard, il lui tirait sa révérence et le plantait là.

Il craignait extrêmement les odeurs, et lorsqu'une femme, même étrangère qui en avait, voulait se mettre à côté de lui, il lui dit très séchement: „Allez-vous en, Madame, vous puez."

Pour ne penser ni à la mort ni à la vieillesse, il voulait qu'on ignorat son jour de naissance, qu'on ne lui parlat jamais d'un homme mourant, et même la mort de celui de ses fils, qu'il aimait le plus et qu'il savait fort malade, ne lui a été annoncée que par l'habit de deuil que son valet

*) Der franzöſiſche Botſchafter, Baron Breteuil, bei welchem der Fürſt Kaunitz ſpeiſte, und an deſſen Tiſche die Mundwaſchung des Fürſten beginnen ſollte, ſtand mit der Geſellſchaft auf, und ſagte: „levons-nous, le Prince veut être seul." Von dieſem Tage an hat der Fürſt Kaunitz nicht mehr auswärts geſpeiſt.

de chambre lui présenta. Son égoïsme était si naïf, qu'il se jugeait et parlait de lui-même comme d'un tiers.

L'Empereur Joseph avait fait faire le buste du Maréchal Lascy et celui du Pr. Kaunitz. Sous le dernier on avait mis une inscription latine pleine des éloges, que méritait ce Ministre; quelqu'un louant devant lui la perfection du style lapidaire, qui règnait dans cette inscription, le Pr. lui répondit: „C'est moi qui l'ai faite."

Il était grand connaisseur en chevaux, excellent écuyer, et c'était lui faire sa cour, que d'aller l'admirer à son manège, où on le trouvait tous les jours avant son dîner. Le Chevalier Keith, Ministre d'Angleterre, y envoya un jour un Anglais, qu'il voulait produire avantageusement, et lui recommanda de louer le Prince tant qu'il pourrait et bien fort comme il le faut pour un homme blasé sur les louanges.

L'Anglais, qui n'était pas grand louangeur, se battit les flancs pour lui dire en rougissant: „Ah, mon Prince, vous êtes le plus grand écuyer que j'aie vû de ma vie!" „Je le crois bien" fut la seule réponse, qu'il reçut.

L'âge avait beaucoup aigri son humeur, qui allait quelques fois jusqu'à l'insolence et qui traitait cruellement les gens, qu'il n'estimait pas particulièrement. En voici deux traits:

Le Prince Sulkowsky*) parlant à son voisin dans un moment que le Prince Kaunitz lui envoyait d'un ragout par

*) Dieſer polniſche Fürſt war einer der gewöhnlichſten Tiſchgenoſſen und der größten Schmeichler des Fürſten Kaunitz. Dieſe Aeußerung überſtieg jedoch die Duldung des Fürſten Sulkowsky, welcher, wenn wir nicht irren, General in kaiſerlichem Dienſte war. Er verlangte Genugthuung von den Söhnen des Staatskanzlers, da deſſen hohes Alter dieſelbe ſeiner Seits unzuläſſig machte. Die Sache wurde jedoch durch Entſchuldigung des Fürſten Kaunitz beigelegt, und man erzählt, Fürſt Sulkowsky habe nach wie vor bei ihm geſpeiſt. Was läßt ſich nicht Alles von Jemandem erwarten, der die obligate Rolle eines Schmeichlers angenommen hat!

un de ses domestiques favoris, le repoussa un peu rudement; le Pr. Kaunitz s'en apperçut et lui dit: „Prince, si vous donnez des coups de poing à mes gens, je leur ordonnerai de vous les rendre."

Il aimait, étant à table, que la conversation fut animée et d'être amusé par ses convives; un jour que personne ne se mettait en devoir de parler, il dit à Madame de Clary, qui était chargée des invitations et de faire les honneurs de la maison: „il faut avouer, Madame, qu'aujourd'hui vous m'avez invité bien sotte compagnie."

Sa hauteur s'étudiait à se manifester surtout vis-à-vis de ceux qui pouvaient être exigeans envers lui.

Quand Pié VI vint à Vienne et lui présenta la main, que tout le monde s'empressait de baiser respectueusement, ce Ministre se contenta de la prendre et de la serrer avec la cordialité la plus familière. Mais tout comme il cherchait à humilier les prétentions, il se plaisait aussi à honorer singulièrement les talens, même dans les classes inférieures. Un ambassadeur qui dînait chez lui pour la première fois ne se trouvant pas encore dans le salon, quand le Prince y entra, celui-ci se hâta de faire servir et se mit à table, sans attendre l'ambassadeur; mais le lendemain il fit retarder son dîner pour Naverre, maître de ballets, qui n'était pas encore arrivé.

Lorsque Joseph II prit les rênes du gouvernement, il se servait de prétexte de ménager la santé de son ministre et de ne vouloir pas déranger dans ses habitudes, pour le prier de ne pas venir le voir et de permettre qu'il vienne chez lui; malgré cela il ne faisait rien d'important sans lui, et l'apparence d'une diminution de crédit a toujours été

sauvée par les démonstrations les plus éclatantes d'une extrême considération.

Il en a joui encore sous le règne de Léopold, et j'ai vû ce monarque venir avec l'Imperatrice au jardin du Pr. de Kaunitz, pour lui présenter le Roi et la Reine de Naples. C'est dans sa terre d'Austerlitz que reposent les cendres de celui qui, par le traité de Versailles, avait éteint le germe de tant de guerres entre la France et l'Allemagne.

Le Prince de Kaunitz s'impatientait, quand la conversation tombait. „J'aimerais mieux entendre des sottises, dit-il un jour, que ne rien entendre du tout."

Le Comte de Mérode, un de ses flatteurs, reprit alors la parole et s'écria: „Il faut avouer que Mr. Pitt est le plus grand ministre de l'Europe, êtes-vous content de moi, mon Prince?"

Le Prince de Kaunitz mourût le 27. Juin 1794. Il dit un jour dans le courant de l'abattement qui précéda sa mort, à son fils le Comte Ernest Christophe (né 1737, mort 19. Mai 1797): „Mon ami, je sens que je m'en vais, consolez-moi, encouragez-moi!"

Wir glauben unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir noch einige Anekdoten beibringen, die ſich ebenfalls in Gleichen's ſchriftlichem Nachlaß fanden und die wir mit derjenigen Wahl, welche ſeine in der Einleitung bezeichneten Freunde anriethen, hier aufnehmen.

## ANECDOTES ET PETITES HISTOIRES.

Lors de mon séjour à Genève en 1757 j'ai vû souvent aux délices chez Mr. de Voltaire un conteur d'histoire fort recherché par les sociétés Genévoises, et dont j'ai oublié le nom, de quoi je suis bien fâché, car on devrait toujours savoir nommer les personnages d'une anecdote, cela ajoute au caractère de vérité.

Souvent après que cet homme avait achevé une histoire Mr. de Voltaire lui disait: „Voilà un canavas charmant; mais permettez-moi de vous enseigner, comment il faut le mettre en oeuvre.“ Alors il reprenait l'histoire, et nous montrait par sa manière de la refondre, comment on doit dans le commencement détailler beaucoup, et même longuement, tout ce qui peut servir à l'intelligence exacte du conte; comment

il faut faire connaître les acteurs principaux, en peignant leurs figures, leurs gestes et leurs caractères; comment on doit exciter, suspendre et même tromper la curiosité; que les épisodes doivent être courtes, claires, et placées à propos, pour couper la narration au milieu d'une grande attente; comment il en faut presser la marche à mesure qu'on tire vers la fin, et que la catastrophe doit être énoncée aussi laconiquement que possible.

C'est ainsi que Mr. de Voltaire mêlait l'utile à l'agréable en donnant par des exemples délicieux à entendre les véritables règles dogmatiques de l'art de raconter. Que ne puis-je, pour le plaisir de mes lecteurs, leur montrer, aussi bien que je le voudrais, que j'ai sû profiter de ses instructions!

---

Un échantillon précieux de la politesse du bon vieux tems, qui mérite d'être conservé, sont les compliments que se firent le Duc d'Ormont et son ami le Chevalier d'Airague en se quittant pour toujours.

Ce Duc après avoir terminé son rôle de favori de la Reine Anne, s'était retiré à Avignon, où il tenait un grand état, et le Chevalier s'était fait son commensal complaisant et son ami intime. Malgré cela ils étaient ensemble sur le pied cérémonieux de l'ancienne cour et ne cessaient de se faire des compliments. Apprenant que son patron allait expirer, le Chevalier accourt, entre précipitamment, et le Duc agonissant lui dit d'une voix obligeante: „hélas! mon ami, je vous demande pardon d'être obligé de mourir devant vous.“ L'autre pénétré et confondu de tant de politesse, répliqua: „Ah, Milord, pour l'amour de Dieu, ne vous gênez pas!“

L'abbé de St. Pierre, le meilleur humain après Lafontaine parmi les gens de lettres en France, sentait dans sa vieillesse qu'il commençait à radotter; il s'était voué au silence, mais il aimait à écouter en compagnie. Un jour il était resté le dernier chez ma voisine Mde. de Lémeri, il poussa un grand soupir et lui dit: „Je sens que je vous ennuye, mais" ajout a-t-il les larmes aux yeux et avec une voix suppliante, „mais je m'amuse."

---

Il y avait à l'université de Halle un professeur qui montrait des revenans. Frédéric II qui avait entendu raconter à des officiers dont le courage et l'esprit lui étaient connus, qu'il en avaient réellement vû, fit venir ce professeur à Berlin, et le pria de lui montrer quelquesunes de ces apparitions merveilleuses. „Comme je ne suis pas tout-à-fait sûr — répliqua le professeur — que mon secret ne puisse produire un peu de mal sur le cerveau et que, par cette raison, je ne l'employe qu'à mon corps défendant, Dieu me préserve d'en faire usage sur Votre Majesté, mais je ferai mieux, je vous l'expliquerai."

„Il consiste en une fumigation qu'on repand dans la chambre obscure, où l'on fait entrer l'homme qui demande à voir. Cette fumée, dont voici la recette, a deux propriétés: celle de jeter le patient dans un demi-sommeil assez léger pour entendre ce qu'on lui dit, et assez profond pour l'empêcher de réfléchir, et celle de lui échauffer le cerveau au point que son imagination lui peint vivement l'image des paroles qu'il entend et y ajoute la représentation qui sert à poursuivre et à compléter l'objet de son intention; il est dans l'état d'un homme qui compose un rêve d'après des impressions légères qu'il reçoit en dormant."

„Après avoir — poursuit le professeur — tiré de mon curieux dans la conversation le plus de particularités qu'il m'est possible de la personne, qui doit lui apparaître, et lui avoir demandé la forme et les habits avec lequels veut la voir, je le fais entrer dans la chambre obscure."

„Quand je crois que la fumée a commencée son effet, je le suis, en me préservant de l'impression de la fumée, avec une éponge trempée dans la liqueur que voici. Alors je lui dis: Vous voyez un tel, fait et habillé de telle manière; et la figure se peint ainsi à son imagination alterée; puis je lui demande avec une voix rauque: que me veux-tu? il est persuadé que c'est l'esprit qui parle, il répond, je réplique, et, s'il a du courage, la conversation continue, et finit par un évanouissement."

„Ce dernier effet de la fumigation jète un voile mystérieux sur ce qu'il a crû voir et entendre, efface les petites imperfections qu'il pourrait se rappeller, et lui laisse à son réveil une conviction mêlée de crainte et de respect contre laquelle il ne lui reste aucun doute."

J'ai appris tout ceci de la Margrave de Baireuth, soeur de Frédéric II, et que le Roi, après avoir vérifié cette opération, en a deposé la recette et la méthode sous une enveloppe cachetée dans sa bibliothèque de manuscrits. Il y a apparence que Bischofswerder et Comp. ont trouvé ce secret dans la bibliothèque du Roi ou, peut-être, à Halle, et qu'ils s'en sont servis pour produire les apparitions extraordinaires avec lesquelles ils ont mystifié et subjugé Frédéric Guillaume II.

Le Baron de Thugut, envoyé de la cour de Vienne à Varsovie, avait à son début et avant d'avoir vû le Roi, rencontré dans la société le Comte de Stackelberg, Ambassadeur de Russie, et était tombé dans l'erreur, de le prendre pour le Roi, avec lequel l'Ambassadeur avait quelque ressemblance et par la figure et par la taille et le port. S'étant aperçu qu'on avait remarqué cette méprise, il coupa, en faisant le soir la partie du Roi avec Mr. de Stackelberg, comme par mégarde, une Dame avec un Valet, et dit: ne voilà-t-il pas ajourd'hui qu'il m'arrive encore de prendre un Valet pour un Roi *)?

---

Egizielo, émule de Farinelli à Lisbonne, partant de là reçut le singulier honneur d'une escorte de cavalerie commandée par un officier. L'orgueilleux chanteur crût qu'il était de sa dignité de faire un présent à l'officier et lui offrit une belle montre. Celui-ci lui dit: „Gardez votre montre, mais si vous voulez me recompenser de la peine que j'ai eue, je vous prie de me chanter un petit air."

---

Le Baron de Thun, qui a été longtems Ministre de Wurtemberg à Paris, était un homme assez singulier, très aimable pour ceux qui l'ont connû aussi particulièrement que moi, mais excessivement spéculatif pour l'économie. Il avait mis toute sa fortune en rentes viagères, car il était fort égoiste.

---

*) Cette Anecdote a été contée par le Baron de Thugut lui-même à une personne d'un nom illustre qui vit encore en 1846 et qui avait eu des rapports intimes avec ce Ministre.

Ayant la fantaisie de vouloir être enterré dans son lieu natal en Poméranie, mais trop juste pour causer autant de dépenses, qu'aurait exigées le transport de son cadavre, à son neveu, auquel il ne laissait rien du tout, il ordonna en mourant de le couper en pièces, de le bien saler, de le mettre dans un tonneau et de l'embarquer ainsi sur le premier vaisseau qui partirait pour aller en Poméranie. Durant la route les matelots visitèrent le tonneau et croyant que c'était du boeuf salé, ils mangèrent la moitié du Baron de Thun.

C'est son neveu qui m'a raconté cette histoire.

---

Une ancienne prophétie qui existait à Lyon disait: que le sang coulerait dans les rues, quand le Rhône et la Saône se trouveraient réunis dans l'hôtel de ville.

Or ce bâtiment est si élevé au-dessus du lit de ces fleuves qu'il aurait fallû une inondation presque incroyable, pour les faire arriver jusque là.

Cette prophétie s'est pourtant accomplie en 1793 d'une manière assez singulière. Lorsque le peuple abattit la statue de Louis XIV à la place de Belcour, on porta les figures en bronce de ces deux fleuves, qui étaient placées aux deux côtés de la statue, à la maison de ville, et peu de jours après les rues furent inondées de sang par le premier massacre, que firent les Jacobins.

---

Une preuve de l'indolence avec laquelle Louis XV regnait, est une réponse, qu'il fit un jour au Duc de Choiseul, qui voulait lui arracher une décision contraire aux intrigues

de ses adversaires, et après lui avoir demontré que les appréhensions qu'on lui inspirait, étaient fausses, et qu'il commettrait une injustice en s'y livrant, le Roi lui répliqua: „Mais ils m'ont dit, qu'il y a du danger à le faire, et ce n'est pas la peine d'avoir des Ministres, pour que je réponde des évènemens."

---

Mr. de Fontenelle répliqua à un homme qui l'avait ennuyé par une longue diatribe contre le diable: „n'en disons pas tant de mal, c'est peut-être l'homme d'affaires du bon Dieu."

---

Voici un mot bien philosophique de l'abbé Galiani: „Le chien qui s'imagine qu'il tourne le rôti, ne sait pas que c'est le rôti, qui le fait tourner."

---

Entendant dire à un homme qu'on questionnait sur les effets de la nouvelle salle d'opéra de Paris, qu'elle était sourde, Galiani qui ne pouvait pas souffrir la musique française s'écria: „Qu'elle est heureuse!"

---

Dans le tems qu'il s'agissait de mettre une inscription sur cette nouvelle salle, Diderot fit la suivante:

*Hic Marsyas Apollinem.*

---

Un pauvre valet de louage à Rome avait acheté à la place Navonne un Camée antique superbe, pour très peu de chose. On lui en avait déjà offert un prix considérable,

mais il voulut pourtant consulter auparavant Mr. Jenkings, riche et célèbre antiquaire, qui était son patron.

Cet homme honnête lui dit: „votre pierre vaut beaucoup d'avantage, vous êtes un pauvre homme, je puis faire votre fortune sans y perdre; voilà 4000 écus romains." Le valet de louage se retira dans sa patrie avec cet argent, l'employa à se faire bâtir une maison, et mit au-dessus de la porte l'inscription suivante:

*Questa casa è fatta d'una sola pietra.*

---

Mr. Naigeon, homme de lettres, grand bibliologue, et petit athée, a composé le „système de la nature" avec le Baron de Holbach et Diderot. Il avait une vanité insupportable, et Mr. d'Holbach disait de lui, qu'il lui déplaisait parcequ'il était si fier de ne pas croire en Dieu.

---

Le même a dit un joli mot sur l'abbé Morelet, dont l'amour propre perçait trop à travers ses belles qualités. Son attitude favorite était de se serrer les côtes avec les deux mains fourrées sous son habit.

Quelqu'un ayant remarqué cette contenance, dit à Mr. d'Holbach „je crois que l'abbé a froid." „Non, répliqua-t-il, il se tient comme cela pour être plus près de soi."

---

Dans les cérémonies de la semaine sainte on porte le Pape d'un endroit du Vatican à l'autre sur une espèce de Palanquin, sous un dais et ombragé des deux côtés par des éventails faits de plumes de paon.

Cet appareil a un air tout-à-fait chinois. Il fut copié avec une exactitude frappante dans un opéra bouffon nommé: *L'idole chinoise,* qu'on donna à Naples précisement dans le tems, où le marquis Tanucci était le plus enclin à maltraiter la cour de Rome.

Le Nonce, informé de cette farce indécente, s'en plaignit amèrement à ce Ministre. Celui-ci qui mourait d'envie de repaître ses yeux de ce spectacle, dont la simple déscription l'avait extrêmement divertie, répondit au Nonce: „Ah, Monseigneur, que me dites-vous là! Cela n'est pas possible: mais pour vous prouver mon intérêt, je me rendrai moi-même au théâtre, moi, qui n'y vais jamais, pour me convaincre de la vérité incroyable d'un tel scandale."

Ce Ministre se procura donc par là la jouissance qu'il désirait, et le lendemain il dit au Nonce: „J'y ai été, vous pouvez être tranquille, il n'y a pas un mot de vrai à ce qu'on vous a dit, je vous assure que c'est une grande méchanceté."

---

Le Marquis de Bombelles m'a fait la déscription de deux robes à panier, qu'il a vues à la cour de Lisbonne porter à la Reine, où il était Ambassadeur de France. Sur l'une on avait représenté en broderie une espéce de péristyle, dont les deux colonnes suivaient la direction des jambes, surmontées d'un fronton, duquel tombait une cascade de gaze d'argent.

L'autre représentait Adam et Eve, au milieu d'eux l'arbre de la science du bien et du mal et le serpent, qui y grimpait en remontant vers le sommet.

---

Parmi la foule des solliciteurs qui attendaient la mort ou la guérison du Maréchal de Belle-Isle alité depuis très longtems, il y avait un pauvre Gascon réduit à la dernière misère, en mangeant d'avance une pension qu'il n'avait pas encore.

Un jour que, dans un café, on faisait l'éloge du Maréchal, le Gascon s'écria: „Oh, cadedis, c'est un Dieu! tout-puissant, invisible, éternel!!"

---

La faveur du Duc de Choiseul avait attirée tant de cousins qui portaient son nom que, pour les distinguer, on leur avait donné des sobriquets.

Il y en avait un, qu'on appelait „Choiseul bon Dieu." On importunait à outrance le Maréchal de Belle-Isle pour faire avoir un régiment à ce cousin de son ennemi. Ce Ministre étant à la mort, on lui apporta le viatique et lui annonça le bon Dieu, comme c'est l'usage à Paris, où le valet de chambre qui est à la porte, nomme toujours les arrivans à haute voix. Le Maréchal agonissant crût que c'était ce Choiseul qui venait le relancer, et cria de toutes ses forces: „qu'il s'en aille, qu'il me laisse en repos! dites, que je lui donne un régiment."

---

Le Marquis Manfredini, Ministre du Grand-Duc de Toscane, a eu beaucoup à traiter avec Buonaparte, lorsqu'il commandait en Italie.

Après nombre de preuves d'amitié et surtout de loyauté, qu'il avait reçues de ce Général, ce dernier fut dans le cas de manquer malgré lui à une promesse qu'il lui avait

faite, forcé par des ordres du directoire qu'il avait reçus depuis.

Le Marquis se plaignant amèrement, Buonaparte lui dit: „Vous pouvez toujours compter sur ma parole militaire; mais ne comptez jamais sur ma parole politique."

---

Un officier de la garde bourgeoise de Bareuth était un homme facétieux et extrêmement poltron, ce qui l'avait constitué le bouffon, et le souffre-douleur en titre de tous les officiers.

Dans ce tems il y avait à Bareuth un joueur, qui s'était rendu célèbre par quantité de duels et dont tout le monde redoutait l'épée qu'il maniait avec beaucoup d'adresse et de bonheur. On aurait bien voulu en être débarrassé, mais personne n'osait se mesurer avec lui.

Un jour qu'on manifestait ce désir en présence du capitaine bourgeois, celui-ci s'offrit de délivrer la ville de ce dangereux personnage. Pressé sur les moyens, qu'il employerait, il les surprit extrêmement en disant qu'il se battrait contre lui et qu'il le chasserait. D'abord on se moqua de notre poltron, mais celui-ci proposa un assez gros pari si sérieusement, qu'il fut accepté avec une extrême curiosité de voir comment il s'en tirerait. Le joueur fut insulté le lendemain et appelé en duel par le capitaine.

Le Margrave, instruit par ce dernier de ce qu'il comptait faire, permit que les deux champions se battraient sur la place en présence de la ville et de la cour. A peine le capitaine eut-il tiré son épée, que le joueur pâlit, lui tourna le dos et s'enfuiant à toutes jambes, fut poursuivi par son adversaire et chassé par toutes les rues de la ville. Cet

événement incroyable parut un prodige à tous les spectateurs et le paraîtra à mes lecteurs à moins que je ne leur explique, comment ce miracle s'est opéré.

Le capitaine savait que le joueur avait une antipathie naturelle et insurmontable contre la simple vue d'une carotte rouge au point, qu'il s'évanouissait quand il en paraissait sur la table.

Que fit-il? Il coupa une bonne tranche bien ronde d'une belle carotte bien rouge, l'infila dans son épée pour qu'elle couvrit parfaitement la garde inférieure. Il en résulta que, dès qu'il eut tiré son épée et présenté la pointe à son ennemi, celui-ci fut frappé de la vue si redoutable pour lui, et obligé de s'enfuir à toutes jambes.

---

Le Duc de Nivernois défendant la gloire de Louis XIV contre Frédéric II, qui le critiquait rudement sur sa vanité, son ambition démésurée et sur l'avantage d'avoir eu d'excellents teinturiers en tout genre:

Poussé à bout, le Duc s'écria: „au moins, Votre Majesté ne lui refusera-t-elle pas l'honneur d'avoir bien représenté son rôle de Roi?“ Frédéric répliqua: „après Baron.“

---

Le même Duc de Nivernois m'a assuré avoir vû un écrit du tems de Cathérine de Médicis, qui donnait le détail de ce qu'elle disait avoir vû dans un miroir magique, dans lequel un célèbre astrologue, dont j'ai oublié le nom, lui montrait la succession et le sort des Rois de France.

Ceux qui ont été assassinés, comme Henri III et Henri IV, ont parû percés des poignards qui les ont frap-

pés; les autres Rois, quoique pas nommés, étaient réconnaissables ou par quelques marques ou par un Dauphin intermédiaire qui apparaissait sans couronne. La durée du règne de ces Rois était marquée par les différences de la durée de leurs apparitions. Par le nombre de leurs Dauphins on parvenait distinctement à celui qui désignait Louis XV. C'est du vivant de ce Monarque que Mr. de Nivernois m'a parlé de cette pièce curieuse, et il m'a dit alors qu'elle finissait de la manière suivante: qu'après Louis XV il ne s'est plus montré qu'un seul Roi, et Cathérine interrogée par l'astrologue ce qu'elle voyait encore? elle répondit: „je ne vois plus rien qu'un tas de rats et de souris qui s'entre dévorent."

Comme on venait de s'appercevoir que les fondemens de Versailles étaient minés par ces animaux, nous appliquions alors cette image prophétique à la possibilité que ce grand château pourrait bien s'écrouler sous le règne prochain.

---

Le Cardinal Aquaviva était franc, mais extrêmement grossier. Allant occuper la vice-légation d'Avignon, on lui avait fort recommandé de s'abstenir de dire: *„cela n'est pas vrai"* et on lui avait observé que cette phrase était régardée en France comme une insulte. Voici dont la tournure, qu'il avait imaginée, pour donner un démenti poliment: „Je le crois," disait-il d'un air suppliant, „puisque vous me le dites, mais vous, qui me le dites, vous ne le croyez pas."

Ceci me rappelle une autre réplique fort heureuse au récit d'un fait incroyable que le conteur assurait avoir vû de ses propres yeux. La voici: „Je le crois, puisque vous l'avez vû, mais si je le voyais, je ne le croirais pas."

---

On a trouvé dans les papiers du professeur Schröder de Marbourg, célèbre Rose-croix, mort à Wetzlar, une vieille pancarte expédiée par un chef de cette secte.

Il avait ajouté à son nom S. J., de la société de Jésus, et la pancarte avait une date plus ancienne que celle à laquelle le dictionnaire des hérésiarques d'Arnold fixe l'origine des Rose-Croix. Les rélations que j'ai eues avec ces derniers, m'ont appris qu'ils étaient intimément liés avec les Jésuites, et je puis attester que les règles et les formes de l'ordre des Rose-Croix avaient les plus grands rapports avec celle de la compagnie de Jésus, surtout pour l'obéissance aveugle à leurs supérieurs, l'espionnage et les moyens de s'emparer des secrets d'autrui.

---

Des amis et des protections particulières que j'avais à Naples m'ont mis à portée d'examiner de près le miracle de St. Janvier, et je puis attester qu'il me parut impossible, qu'une matière extérieure puisse pénétrer dans les fioles qui contiennent le prétendu sang de ce Saint. Il y en a deux qui sont hermétiquement scellées et placées sur deux pointes, qui les soutiennent en l'air au milieu d'un ostensoire à jour et bien clos.

On voit dans le fond de ces fioles, à la hauteur d'un doigt, une matière qui ressemble à de la poix résine fort brune et dure, laquelle, quand le miracle se fait, s'élève subitement en bouillonnant et remplit tout-à-fait les petits vases.

L'abbé Galiani qui a observé tout ceci plus souvent et encore mieux que moi, et qui de plus se fondait sur l'autorité de son oncle, archichapelain du Roi, et qui, par

ses rélations avec tout le clergé pouvait être encore plus instruit que moi, prétendait que cette relique était si ancienne qu'on en avait absolument perdu la véritable histoire, que le clergé de Naples agissait de bonne foi, qu'il ignorait parfaitement le secret de ce tour de passepasse, et qu'il s'opérait vraisemblablement par la chaleur extérieure et peut-être par un certain coup de main prescrit ou accidentel.

L'abbé Galiani, dans la tête duquel chaque explication à donner prenait une tournure ingénieuse et instructive, employait le mystère de ce miracle pour commenter un passage d'Horace, qui parlait dans son épitre du voyage à Brindisi des fourberies réligieuses de ce pays-là, dit: „*Thura sine igne liquefaciunt, credat judaeus Apella,*" ils liquéfient de l'encens sans employer du feu. Il faudrait être un Juif comme Apella, pour le croire.

Il y a apparence que les premiers prêtres chrétiens auront trouvé ce secret chimique, et croyant que cette gomme brunâtre ne ressemblait pas mal à du sang caillé, ils se seront dit: voilà une chose excellente qui peut nous être aussi utile qu'aux prêtres payens;" et ils l'auront employé comme fraude pieuse, très utile par le grand succès qu'elle a eu.

C'est ainsi, que mon charmant petit Abbé expliquait le miracle de St. Janvier, qui n'est pas le seul de son espèce dans le royaume de Naples; car dans deux ou trois endroits de l'intérieur, il s'opère obscurément sur le sang de deux autres martyrs dont j'ai oublié les noms.

---

Dans une maison de la rue St. Honoré, à côté du trésor royal, il y avait une chambre dans laquelle on trouva souvent des meubles brisés ou deplacés de la manière la plus

extraordinaire. On avait beau la fermer à cadenat, y apposer même un scellé et employer tous les moyens possibles pour en découvrir la cause; tout était inutile, et enfin les domestiques obtinrent la permission d'aller chez les Capucins, qui étaient vis-à-vis pour chercher un exorciseur.

Le père, chargé de cet emploi, se transporta avec son bénitier dans la chambre en question, et après avoir aspergé par tout, on lui dit, qu'il fallait aussi en mettre dans la cheminée où l'on entendait quelquefois le diable, quand on entrait dans la chambre. Le Capucin se tourna donc vers la cheminée et allongeant son goupillon dans le tuyau, il fut étrangement surpris de sentir, qu'une main invisible le lui arrachait et l'emportait. La frayeur du bon père se communiqua aux assistans et tous s'enfuirent dans la rue avec des cris terribles, qui attirèrent une foule de monde à laquelle on raconta ce nouveau miracle.

Mais on fut encore bien plus effrayé lorsqu'on vit paraître sur le haut de la cheminée le diable tenant le goupillon avec lequel il gesticulait aussi bien, que le meilleur exorciseur.

Après l'avoir considéré quelque tems, arriva un domestique de Mr. de Lavalette de Lange, qui logeait tout à côté de la cheminée, et qui s'écria en regardant en haut: „Oh, voilà le singe de mon maître!“

---

Mr. de Sartine, Ministre de la marine, était fort soigneux de sa coiffure; il avait des perruques merveilleuses pour la quantité de leurs boucles. La veille d'un jour qu'il devait aller de grand matin à Versailles, on avait fort recommandé chez le perruquier d'arranger la perruque le même soir, parceque l'on viendrait la prendre à l'aube du jour.

En conséquence elle fut arrangée et placée dans sa boîte. Pendant la nuit la femme du perruquier accoucha d'un enfant mort, qu'on mit, faute de cercueil, dans une boîte à perruques, pour pouvoir l'enterrer tout de suite. Un moment après, que le petit convoi d'enterrement fut parti, un domestique de Mr. de Sartine vint chercher la perruque. Mais on fut bien étonné, en ouvrant la boîte, d'y trouver un enfant mort. On s'était trompé de boîte, et on avait enterré la perruque de Mr. de Sartine, qui fut obligé de retarder son départ jusqu'à ce que chaque chose ait été remise à sa place.

---

Un jeune auteur, qui cherchait fortune, était allé à Ferney pour se recommander à Mr. de Voltaire.

Celui-ci commença par lui demander ce qu'il savait faire, et quel était son métier? „Je suis, répondit-il, garçon athée, pour vous servir." „Et moi, répliqua Mr. de Voltaire, j'ai l'honneur d'être maître Déiste; mais quoique nos métiers soyent opposés, je vous donnerai à souper pour aujourd'hui et à travailler pour demain, je puis me servir de vos bras et non de votre tête."

---

Le Duc de Choiseul étant devenu Ministre des affaires étrangères avait eu la curiosité de connaître le style de Mr. de Chauvelin qui, sous le ministère du Cardinal de Fleury, s'était acquis la réputation de l'Ambassadeur le plus habile de son tems. Il fit tirer du dépôt des affaires étrangères les dépêches de Mr. de Chauvelin, écrites durant son ambassade en Suisse, et voici une phrase qui lui tomba

sous les yeux en feuilletant, pour commencer sa lecture.

L'Ambassadeur, parlant de l'espérance qu'il avait de pénétrer un secret par le canal d'un magistrat qui en était instruit, s'exprimait ainsi: „J'ai déjà mis les fers au feu, pour lui tirer les vers du nez."

---

Mr. de Beaumarchais était fils d'un horloger. Une Dame de la cour, pour lui reprocher son origine, lui présenta une très belle montre qu'elle avait, en le priant de l'examiner, et de la lui arranger, parcequ'elle n'allait pas bien.

Beaumarchais prit la montre, la laissait tomber et elle se brisa sur le pavé du salon, qui était de marbre. „Ah, quel malheur, s'écria-t-il, mon père avait raison, il m'avait bien dit, que j'étais trop mal adroit pour faire son métier."

---

J'avais une chatte nommée Ermelinde qui mérite une place bien distinguée dans l'histoire des animaux par les preuves qu'elle m'a donné d'un raisonnement suivi et concluant supérieur à tout ce que les biographes des bêtes ont cités de plus rémarquable.

Je la voyais sans cesse occupée à se mirer dans la glace, à s'en éloigner pour s'y rapprocher en courant et surtout gratter autour des cadres, parceque toutes mes glaces étaient enchassées dans des trumeaux.

Cela me détermina à établir un jour un miroir de toilette au milieu de la chambre, pour donner à ma chatte le plaisir de pouvoir en faire le tour.

Elle commença par s'assurer, en s'approchant et se reculant, qu'elle se trouvait dans une glace pareille des autres. Elle passa derrière à diverses reprises courant toujours plus fort; mais voyant qu'elle ne pouvait pas atteindre ce chat prompt à lui échapper, elle se plaça au bord du miroir et regardant alternativement d'un côté, et de l'autre elle s'assura que le chat, qu'elle venait de voir, ne pouvait pas être, ni avoir été derrière le miroir; ainsi elle se persuada qu'il devait être dedans. Mais que fit-elle pour constater cette expérience, la dernière qui restait à faire? toujours assise aux bords de ce miroire elle se dressa en allongeant ses deux pattes pour tâter l'épaisseur, et sentant qu'elle ne suffisait pas pour contenir un chat, elle se retira tristement et convaincue qu'il s'agissait d'un phénomène impossible à découvrir, parcequ'il était au-dessus du cercle de ses idées, elle ne regarda plus aucune glace et renonça pour toujours à un objet qui intéressait sa curiosité.

Plus sage que les hommes qui ne mettent aucunes bornes à leurs recherches métaphisiques, mon Ermelinde me parait avoir été le Kant des chats.

---

J'ai servi à vérifier une ressemblance trop extraordinaire, pour que je ne doive pas l'attester dans ces mémoires.

Le Comte de Werthern, depuis grand-maître de la garderobe de Frédéric II, finissant ses études à Lausanne, avait eu un gouverneur qui se nommait le Marquis Caracioli, portant un titre d'officier major polonais, qui alors s'obtenait facilement, d'ailleurs assez mauvais sujet, méchant auteur,

et fort brouillé avec son élève, qui ne cessait de m'en dire pis que pendre dans toutes ses lettres.

L'année d'après qu'ils se furent quittés, je rencontrais le Comte à Milan, allant à Rome, où j'allais aussi. J'y retrouverai — me dit-il — mon coquin de gouverneur qui m'a volé en partant et qui voyage à présent avec les jeunes Comtes Rzewuski: „il me tarde de le bien rosser." Or j'avais vécû à Rome avec ce Marquis, que je savais être le conducteur des jeunes seigneurs polonais, précisement dans les années où mon ami m'écrivait de Lausanne pour se plaindre de son gouverneur qui le tourmentait.

J'assurais le Comte de Werthern qu'il se trompait, qu'à la vérité Caracioli était auteur et avait un titre d'officier major de Pologne comme le sien, mais, que c'était le plus honnête homme du monde et qu'il ne pouvait pas avoir été en même tems à Rome et à Lausanne. Malgré tout cela, mon ami qui était fort opiniâtre, persistait dans son erreur, disant que je me trompais, et que deux Anglais, qui avaient beaucoup connû son Caracioli à Lausanne, venaient de le revoir avec les Comtes Rzewuski, et que tout ce que ces Anglais lui en avaient rapporté, ne laissait aucun doute sur l'identité de la personne.

Comme l'aîné des deux frères avait la tête fort chaude et que mon ami ne menageait pas ses propos, j'obtins de ce dernier, sur lequel j'avais beaucoup d'empire, de se calmer jusque à ce qu'il eut vû l'homme et examiné le tout de sang froid. En conséquence dès que nous fûmes arrivés à Rome, je leur menageais une entrevûe chez moi. Le Marquis que je n'avais prévenu de rien, aborda le Comte avec l'indifférence d'un homme qui ne l'avait jamais vû, mais ce dernier frappé par la ressemblance la plus étonnante qui fut

jamais, avait toutes les peines du monde de contenir son animosité, m'ayant donné sa parole d'honneur de rester calme, au moins dans cette première rencontre.

Le Marquis me quitta le premier, et dès qu'il fut sorti, le Comte furieux de sa longue contrainte, éclata en reproches contre moi de ce que j'osais lui soutenir, que ce n'était pas là son ancien gouverneur; que personne ne pouvait lui disputer le droit de prononcer, si l'homme qu'il avait vû, était ou n'était pas celui avec lequel il avait passé deux années de sa vie presque côte-à-côte; que c'était certainement le même homme, non seulement parcequ'il ressemblait à son gouverneur traits pour traits, mais qu'il avait le même son de voix, les mêmes gestes, la même posture, les mêmes réverences, les mêmes phrases coutumières et, enfin, qu'à moins de devenir insensé, rien ne lui ôterait la certitude d'avoir retrouvé en lui son mauvais sujet de gouverneur, ni ne l'empêcherait de le rouer de coups dès qu'il le rencontrerait dans la rue.

Prévoyant les malheurs qui pourraient en résulter, j'obtins encore par mon crédit sur l'esprit de mon ami de remettre sa vengeance jusqu'à ce que je lui eusse démontré l'impossibilité de l'identité des deux personnages en question par nombre de témoignages incontestables, qui prouveraient qu'ils ont existés pendant plus d'une année à la distance de plus de cent lieues l'un de l'autre. Alors j'informai mon ami Caracioli et ses élèves de toutes les circonstances de cette fâcheuse affaire, et de la nécessité de détruire une erreur, justifiée par des apparences si singulières.

On convint d'un rendez-vous auquel furent convoquées plusieurs personnes de différens états, qui avaient connû, logé et nourri mon Marquis Caracioli pendant toute une

année, du séjour de l'autre à Lausanne, et sans compter les passeports et autres preuves par écrit, irrécusables d'un *alibi* de près de deux ans. Mais un accident bien particulier pensa tout gâter.

Le Caracioli de Lausanne, qui aimait la parure, avait souvent entretenu son élève du plaisir qu'il aurait, à se donner un habit de satin, couleur de rubi, quand il serait assez riche pour cela.

Le hazard voulut, que mon Caracioli arrive précisement avec un tel habit, d'autant plus extraordinaire que les hommes jusque là n'avaient encore jamais porté du satin; pour le coup mon ami Werthern pensa éclater; cela lui paraissait trop fort. Toute fois la nombreuse compagnie et les voix de tant de témoins qui déposaient avec chaleur en faveur de mon Caracioli, continrent les fureurs du Comte.

Ce fut de très mauvaise grace qu'il écouta et examina les preuves qu'on lui donnait pour le détromper et qui étaient sans répliques. Mais lui-même donnait par une telle obstination une preuve bien remarquable de l'empire des sens sur la réflexion et qu'il y a une grande différence pour notre croyance entre une vérité sentie et une qui n'est que démontrée. Le Comte de Werthern a été forcé de convenir qu'il avait tort, et malgré cela il est resté persuadé toute sa vie, que son Caracioli à Lausanne avait été la même personne que mon Caracioli à Rome, quoique ce dernier ait porté la complaisance de montrer à ce Comte le seul endroit, par où il ne ressemblait pas à son ménechme, lequel avait une cicatrice d'un coup d'épée qu'il avait reçu dans la partie charrue au-dessus de la hanche.

Je dois ajouter encore quelques traits, dont le dernier est peut-être le plus surprenant et que j'ai toujours caché

au Comte de Werthern. L'un et l'autre étaient dévots, mais tous deux grands pécheurs ayant les mêmes goûts anti-physiques, et le caractère de leurs écritures était assez ressemblant, pour pouvoir y être trompé.

---

Le docteur Malouin, médecin consultant de Mr. le Dauphin, voyant une phiole sur une table de l'anti-chambre de ce prince, demanda ce qu'elle contenait, et ayant appris que c'était une médecine pour Mr. le Dauphin: „C'est fort bien fait de se purger quelquefois, répliqua-t-il — on ne saurait trop évacuer les humeurs." La phiole entra, et ressortit toute pleine.

„Comment — s'écria le docteur — Mr. le Dauphin n'en a donc pas voulu? il a tort." — Puis flairant et examinant la drogue, il dit: „elle est pourtant si bien faite, c'est dommage! ..... il y a longtems que je ne me suis purgé -- je m'en vais la prendre" — et il l'avala.

---

L'abbé de Broglie, chancelier du Duc d'Orléans, a été le premier auteur et directeur de la petite correspondance secrète que Louis XV avait établi pour amuser sa petite politique. On avait placé auprès de toutes les ambassades principales un agent secret qui rendait compte directement au Roi de tout ce qui se présentait. Cette machine aurait été un excellent contrôle du Ministère des affaires étrangères, si Louis XV avait sû l'employer en monarque éclairé; mais il ne faisait qu'écouter aux portes. Il riait sous cape des fautes qu'il apprenait et sacrifiait ses intérêts à sa discrète curiosité.

Mr. de Choiseul connaissant bien ce petit mystère d'iniquité royale; Mr. le Duc d'Orléans avec lequel il était intimément lié, l'avait instruit des traces qu'il en avait trouvé dans les papiers de feu son chancelier. Toutefois Mr. de Choiseul ne voulut point troubler cet amusement de son maître et fit toujours semblant de l'ignorer; mais il était pourtant fâché d'en savoir la direction entre les mains du Comte de Broglie, neveu de l'abbé qu'il craignait comme étant l'homme le plus propre à lui succéder, parceque de tous les Seigneurs de la Cour, il en était le plus digne pour son génie et son habilité, ce qui pourtant n'est pas ordinairement la raison qu'il faut pour être choisi. Le Duc d'Aiguillon n'a pas été si généreusement tolérant que son prédécesseur. Ayant découvert cette machine, il eut l'air d'ignorer qu'elle appartenait au Roi, accusa le Comte de Broglie comme chef d'une cabale illicite et perfide, et fit un si beau tapage qu'il força la pusillanimité de son maître à faire enfermer le Comte à la Bastille.

Les lettres que ce Prince écrivait au Comte dans sa prison sont d'une inconséquence et d'une abnégation de la royauté aussi singulière qu'incroyable. Dans la première il demandait presque pardon au dépositaire de sa confiance de ce qu'il avait fait mettre en prison et le priait de prendre patience en l'assurant qu'il n'y resterait pas longtems; et dans une autre il lui disait au sujet du partage de la Pologne, qui venait de se dévoiler: „on nous l'avait bien prédit, et alors on aurait bien pû l'empêcher, si Mr. d'Aiguillon avait été mieux instruit et s'y était pris autrement.“ Il paraît que Louis XVI a tenté d'appliquer l'idée de cette correspondance à un contrôle plus utile, celui d'être informé particulièrement de ce qui se passait dans l'intérieur de son royaume.

Mr. de Maurepas avait envoyé Mr. de Pezai pour voyager et s'instruire sur différens objets en Brétagne et en Normandie. Le Roi lui ordonna de lui faire parvenir directement par une voye sûre qu'il lui indiquerait, des rapports confidentiels de tout ce qu'il pourrait découvrir dans les souterrains du gouvernement, toujours si impénétrables aux regards d'un Souverain éloigné. Mais Louis XVI n'était ni assez discret ni assez habile, pour cacher ces lumières naissantes aux yeux de Mr. de Maurepas qui, fâché des libertés que prenait son jeune maître, n'eut pas beaucoup de peine à casser le cou à Mr. de Pezai, lequel était aussi mince courtisan que poète.

Je crois que cette machine de contrôle a fourni aussi la pensée ingénieuse et dispendieuse de la contre-police qui a commencée sous le règne du Duc d'Aiguillon et qui a existée depuis, beaucoup plus perfectionnée, à Vienne et à Paris.

---

Après la prise de Breslau le Roi Frédéric II dit à son frère: „mes ennemis peuvent bien dire de moi, que je suis un Roi pauvre, mais non pas un pauvre Roi.“

---

Un marchand logé à Aix-la-Chapelle à l'hôtel, où il y avait la salle d'assemblée, proposa à la maîtresse de cet hôtel, de lui acheter une caisse de cartes à jouer.

Elle s'en accommoda d'autant plus volontiers, que le prix était modique et qu'elle en avait précisement besoin pour la saison des eaux qui approchait. Parmi les joueurs qui arrivèrent, se trouvait un vieillard, qui intéressait toutes les Dames par le récit de ses maux, ses jolies contes, ses bons déjeuners et sa complaisance de faire leur partie et de

les laisser gagner. On le plaignait surtout de l'état déplorable de ses yeux, car il paraissait presqu' aveugle, et ne pouvait jouer que par le secours d'une double lorgnette.

Mais pour les joueurs il les intéressait d'une toute autre manière, car il leur enlevait tout leur argent. Après avoir fait des gains énormes, il partit. Le lendemain de son départ, un garçon de la salle apporta à la compagnie la lorg nette de ce vieillard qui l'avait oubliée.

„Ah, mon Dieu! s'écrièrent les Dames, que deviendra ce pauvre homme sans sa lorgnette! Un homme de la compagnie, s'amusant à l'examiner, s'apperçût que c'était un excellent microscope, et l'approchant du dos d'une carte, il vit qu'elle était marquée. On fit passer toutes celles qui étaient sur la table, sous le microscope, toutes se trouvèrent marquées et on ne plaignit plus l'aveugle clairvoyant.

---

J'ai connû à Avignon un Monsieur de la Martinière, lequel en se reveillant la nuit dans l'obscurité la plus profonde, y voyait souvent comme en plein jour.

Pour s'assurer de la vérité de ce phénomène, il s'était levé plusieurs fois et avait écrit à son bureau: j'y vois; cette clarté ne durait que peu de minutes et il était obligé de rechercher son lit à tâtons.

---

Le Margrave de Bade m'a raconté, que le Grand-Duc de Russie, Paul, passant à Carlsruhe, l'avait abordé avec le compliment suivant: „Je me félicite de faire la connaissance d'un Prince, qui peut servir de modèle à tous les autres, pour leur apprendre comment il faut règner."

Embarrassé d'un éloge si excessif, je me sentais couvert de confusion — me dit ce bon et respectable vieillard — mais il me mit bientôt à mon aise, en continuant ainsi: „Aussi je compte, bien faire un jour chez moi en grand ce que vous faites ici en petit.“

---

On était fort rigide de mon tems à Paris, sur les habillemens conformes à la saison, sans s'embarrasser s'il faisait chaud ou froid. C'était un ridicule de porter du point d'alençon en été.

Mr. Selwin dont les déhors étaient aussi grossiers que son esprit était fin et caustique, répondit à Madame de Puissieux, qui voulait le plaisanter d'avoir des manchettes d'hiver au milieu de la canicule: „Je vous demande pardon, Madame, d'avoir commis une si lourde faute, mais j'ai mis ces manchettes de point, parceque je me sentais un peu enrhumé ce matin.“

---

Gleichen verbrächte die letzten Jahre seines Lebens in Regensburg, indem ihn theils sein vorgerücktes Alter, theils die unruhigen Kriegszeiten in Deutschland verhindern mochten, sich seiner Neigung zu reisen in jenen Jahren zu überlassen. Er starb daselbst am 5. April 1807 an einer Entzündungskrankheit, welche vielleicht durch die moralische Erschütterung veranlaßt wurde, die ihm der Selbstmord seines Haushofmeisters gab, der sich wegen eines Deficits in seiner Casse das Leben nahm*).

G. A. W. macht am Schlusse jener oft erwähnten Notices biographiques folgende Schilderung seines verewigten Freundes in französischer Sprache, welche wir in einer Uebersetzung wieder zu geben versuchen:

„Baron Gleichen hatte eine lange und schmächtige Gestalt**). Seine Züge, ohne schön zu sein, hatten den Ausdruck

*) Er sagte hierüber seinem Freunde W.: „Der Unglückliche! hätte er mich doch in sein Vertrauen gesetzt, gern hätte ich ihm seine Schuld erlassen, und noch einige tausend Gulden dazu geschenkt."

**) Wir bitten unsere Leser, auf die satyrische Schilderung des Grafen Mirabeau zurückzugehen, welche in dessen Briefe aus Bignon vom 30. Oct. 1760 enthalten ist.

der Milde und der Feinheit, welcher dem Beobachter schon beim ersten Anblicke nicht entging. In seinem Gange erkannte man den Denker; er besaß im höchsten Grade einen beobachtenden und analytischen Geist. Seine Unterhaltung war mit der Kenntniß der besten älteren und neueren Schriftsteller ausgestattet; sie war, nachdem er mit den unterrichtetsten und talentvollsten Personen seiner Zeit in Verbindung gestanden, nachdem er viel gesehen und viel verglichen hatte, unterrichtend, angenehm, reichhaltig in scharfsinnigen Bemerkungen und interessanten Anekdoten."

„Man ermüdete nicht, ihn zu hören, und selbst seine Wiederholungen waren geschmackvoll, da er diese stets mit neuen Bemerkungen ausschmückte. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich die größte Nachsicht, so daß sich Jedweder in seinem Umgange befriedigt fühlte. Man verließ ihn selten, ohne etwas gelernt, oder seine Begriffe vervollständigt oder bereichert zu haben. Allem Neuen im Felde der Wissenschaft fühlte er sich angezogen. In Regensburg einheimisch geworden, war sein größter Genuß, ein oder zweimal wöchentlich 5 bis 6 Personen bei sich zu Tische zu vereinigen, wo die interessantesten Fragen der Philosophie, der Geschichte, der Medicin und der Wissenschaften überhaupt behandelt wurden. Sowohl der Geist, als die Sinne wurden durch eine lebhafte Unterhaltung und durch eine vortreffliche Küche befriedigt."

G. A. W. schließt seinen Aufsatz mit den Worten des Plinius, epist. I. VIII. 16.: est enim quaedam etiam dolendi voluptas.

Gleichen hinterließ allen seinen Leuten hinreichende Vermächtnisse, um ihre Zukunft zu sichern; selbst seine Hunde, die er sehr liebte, vergaß er nicht, und bestimmte eine jährliche Summe für ihren Unterhalt.

Folgendes ſind die Schriften, die er bei ſeinem Leben in deutſcher Sprache veröffentlichte:

1) Metaphyſiſche Ketzereien. 1791.
2) Glaubensmethode für Glaubensbedürftige. 1793.
3) Schöpfung durch Zahlen und Worte; etwas über Magie, Cabala und geheime Geſellſchaften. 1792.
4) Etwas über die Thiere.
5) Tonkunſt, Melodie und muſikaliſche Expreſſion.
6) Anthropologiſche Diatribe eines Menſchenkenners. 1797.
7) Ueber den Despotismus. 1794.
8) Lobſprüche und Bemerkungen über die vornehmſten Meiſter der italieniſchen Muſik. 1797.
9) Ueber die Baukunſt. 1797.
10) Anmerkungen über die Malerei. 1797.
11) Verſuch zu einem ewigen Frieden. 1796.

---

Note. Nr. 2—5 wurden durch den Verfaſſer in der zweiten Auflage ſeiner Metaphyſiſchen Ketzereien 1796 veröffentlicht. Nr. 6—11 dagegen erſchienen 1797 unter dem Titel: Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Politik und freien Künſte.

DC 131.8 .G54 1847 C.1
Denkwurdigkeiten des Barons Ca
Stanford University Libraries
3 6105 040 520 830

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004